

# Martin Walser



Statt etwas  
oder  
Der letzte Rank

**rowohlt**  
e-BOOK

Roman

Martin Walser

**Statt etwas oder  
Der letzte Rank**

*Roman*

# Über dieses Buch

Der Höhepunkt in Martin  
Walsers Alterswerk – ein neuer  
Roman als Summe und Bilanz

«Mit der Unwahrheit ein  
Glückskunstwerk zu schaffen,  
das ist die menschliche  
Fähigkeit überhaupt.» Wer sagt

das? Seine Frau nennt ihn mal Memle, mal Otto, mal Bert, er versucht zu erkennen, wie aus Erfahrungen Gedanken werden. Den Widerstreit von Interessen hat er hinter sich gelassen, Gegner und Feinde auch, sein Wesenswunsch ist, sich herauszuhalten, zu schweigen, zu verstummen. Am liebsten starrt er auf eine leere, musterlose Wand, sie bringt die Unruhe in seinem Kopf zur

Ruhe. «Mir geht es ein bisschen zu gut», sagt er sich dann, «zu träumen genügt».

«Statt etwas oder Der letzte Rank» ist ein Roman, in dem es in jedem Satz ums Ganze geht – von größter Intensität und Kraft der Empfindung, unvorhersehbar und schön. Ein verwobenes Gebilde, auch wenn es seine Verwobenheit nicht zeigen will oder sogar versteckt. Ein Musikstück aus

Worten, das dem Leser  
größtmögliche Freiheit bietet,  
weil es von Freiheit getragen  
ist: der Freiheit des Denkens,  
des Schreibens, des Lebens. So  
nah am Rand der Formlosigkeit,  
ja so entfesselt hat Martin  
Walser noch nie geschrieben.  
Das fulminante Porträt eines  
Menschen, ein Roman, wie es  
noch keinen gab.

# Über Martin Walser

Martin Walser, 1927 in Wasserburg geboren, erhielt für sein literarisches Werk zahlreiche Preise, darunter 1981 den Georg-Büchner-Preis, 1998 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 2015 den Internationalen

Friedrich-Nietzsche-Preis.

Außerdem wurde er mit dem  
Orden «Pour le Mérite»  
ausgezeichnet und zum  
«Officier de l'Ordre des Arts et  
des Lettres» ernannt.



**rank**, m. *wendung, drehung*

1. *schweiz. rank, wendung, krümmung des weges*

2. **rank**, *namentlich auch im wettlaufe und bei der jagd, die wendung, die der verfolgte nimmt, um dem verfolger zu entgehen*

aus: Deutsches Wörterbuch  
von JACOB und WILHELM

GRIMM

# 1

Mir geht es ein bisschen zu gut. Seit dieser Satz mich heimsuchte, interessierte ich mich nicht mehr für Theorien. Alles Besitzergreifende mied ich mühelos. Das war mein Zustand: Ich merkte, dass mich auch das Umständliche nicht

mehr interessierte. Dazu war ich von selbst gekommen. Glaube ich. Genau weiß ich nichts. Zum Glück war das Bedürfnis, etwas genau wissen zu wollen, erloschen. Molière habe gegen die Jesuiten geschrieben, sagte der berühmte Professor. Dann der weniger berühmte Professor: Molière habe nicht gegen die Jesuiten geschrieben, sondern gegen die Jansenisten. Und ich

habe das nicht gemerkt, nicht gewusst. Das war die Erzverführung zu allem: etwas genau wissen zu wollen. Damit hat die Welt sich eingenistet in dir. Du warst nicht mehr du, sondern der, der alles genau wissen wollen musste. Es kommandierten die Theorien, jede mit einem Extra-Erlösungsversprechen. Allmählich waren diese Verführungsfeuerwerke der

Theorien erloschen.

Dass mir dieses Geständnis  
entschlüpft, kommt mir  
nachgerade mutig vor. Kann  
etwas, das einem passiert ist,  
mutig sein?

Auch wenn ich mich nicht  
mehr für Theorien  
interessierte, konnte ich doch  
sagen: Theorien sind großartig.  
Eine Theorie, das ist ein  
Gebäude mit vielen Zimmern,  
und in allen Zimmern brennt

Licht. Und in allen Zimmern tanzt der, der das alles erdacht und gemacht hat. Ich hätte den Schöpfer einer Theorie nie einen Theoretiker genannt. Er tanzt doch, um angeschaut zu werden. Obwohl er mit jeder Theorie etwas beweist, will er noch mehr als etwas sich beweisen. Jede Theorie musste so tun, als meinte sie mich. Und das um meinetwillen. Wenn die Theorie zugegeben hätte, dass

sie sich meint, hätte ich mich,  
weil sie mir dann geglichen  
hätte, wieder für sie  
interessieren können. Wenn  
ich's mir leichtmachen wollte,  
sagte ich einfach: Theorie ist  
eine zweite Sprache für eine  
erste. In der ersten Sprache  
gibt es alles von selbst. Die  
zweite Sprache ist die  
Lebenseinschränkung durch  
das Für-wahr-halten-Müssen.  
Das Wahrheitsgewerbe! Der



Inbegriff dieses Gewerbes: die Theorien.

Ich habe das nicht beobachtet, gar registriert. Nur sehr nachträglich kam es mir vor, als sei alles so allmählich vor sich gegangen, dass ich es nicht bemerken konnte. Irgendwann musste ich feststellen, dass ich nicht mehr so lebte, wie ich immer gelebt hatte.

Auf einmal hatte ich nichts

mehr gegen Wunder. Das war auch so eine Empfindung, die ich nicht immer gehabt haben kann. Ich wartete nicht darauf. Aber ich hätte jedes Wunder begrüßt. Das empfand ich deutlich. Da meldete sich ebenso deutlich die Empfindung, dass ich nicht auf Wunder wartete. Wenn ich mir das nicht glauben konnte, rutschte ich einen steilen Hang hinab, ein Objekt der

schlimmsten Anziehungskraft,  
die man Sehnsucht nennt. Da  
hörte ich mich aber gleich  
sagen: Zu träumen genügt.

Das ist der Satz, den ich mich  
öfter sagen hörte. Zu träumen  
genügt.

Mir geht es ein bisschen zu  
gut.

Dass ich noch Sätze brauchte,  
war kein gutes Zeichen.  
Erstrebenswert wäre gewesen:  
Satzlosigkeit. Ein Schweigen,

von dem nicht mehr die Rede sein müsste. Und ich hörte mich sagen: Unfassbar sein wie die Wolke, die schwebt.

Das war einer der Sätze, die mir den Wesenswunsch zu verstummen aufschiebbar machten.

Unfassbar sein wie die Wolke, die schwebt.

Das ist der Zustand, der unter irdischen Bedingungen als der höchste Zustand

empfundene wird. Von mir.

Sobald aber etwas, was ich dachte, den Rang oder den Charakter eines Gebots oder eben eines Wunsches annehmen wollte, reagierte mein von Notwendigkeiten erzogenes oder auch gedrilltes Wesen mit: Zu träumen genügt.

Unfassbar sein wie die Wolke, die schwebt.

Und fühlte mich gebettet auf alle Blütenblätter des

Organuniversums, also in der  
trügerischsten Leichtigkeit, in  
der Schwerelosigkeit selbst.

Eine erdachte  
Schwerelosigkeit. Ich lebte,  
soweit ich lebte, von  
Erdachtem.

Unfassbar sein wie die Wolke,  
die schwebt.

Ich will nicht so tun, als hätte  
ich dann aus großer Höhe  
niedergesehen auf das  
Interessengewusel. Aber dass

ich für die da drunten gegen  
einander um mich kämpfenden  
Interessen nicht mehr  
erreichbar war, erlebte ich  
doch. Und ich musste dann  
zugeben: Mir geht es ein  
bisschen zu gut.

Wenn mir daraus ein Vorwurf  
erwachsen wollte, schaltete das  
System, das ich war, sofort um  
auf: Zu träumen genügt. Dann  
allerdings atmete ich auf.  
Atmete ich durch. Atmete ich.

Das Geständnis, dass ich atmete, habe ich bisher vermieden. Das heißt nur, dass ich nicht vorstellbar werden will. Das ist mein Dilemma. Einerseits nicht verstummen können, andererseits nicht vorstellbar werden wollen. Kein Interesse erwecken. Dann wäre ich ja auch so eine Möchtegern-Attraktion gewesen wie jede Theorie.



## 2

Ich weiß nicht, ob es für oder gegen mich spricht, dass ich nicht mutlos war.

Ich hoffe mehr, als ich will.

Das war dann doch mein nächster Satz: Ich hoffe mehr, als ich will.

Ich konnte mich nicht

zusammenfalten wie ein Blatt  
Papier, das man wegwerfen  
darf. Auch wenn ich mich  
deutlich genug sah als ein Blatt  
Papier, auf dem nichts stand,  
dachte ich: Ich bin ein Blatt  
Papier, auf dem noch nichts  
steht.

Das war mein bis dahin  
undurchschaubarstes  
Geständnis, weil es verriet, dass  
ich glaubte, es könne noch  
etwas geschehen. Deshalb

dieses mit allen Lügen der Welt  
wetteifernde Geständnis: Ich  
bin ein Blatt Papier, auf dem  
noch nichts steht.

Wenn ich das NOCH hätte  
weglassen können, wäre die  
Lüge weniger krass gewesen.  
Das NOCH war die Luft in den  
Reifen des Gefährts, das ich  
war. Ohne das NOCH wäre ich  
auf einem Platten gepoltet.  
Das NOCH war utopisch. Und  
Utopie ist die Erzlüge. Das

NOCH machte mich zum  
Lügner. Das NOCH zwang mich  
zum Geständnis, dass ich das  
war, dieser Lügner.

Mir geht es ein bisschen zu  
gut.

Zu träumen genügt.

Unfassbar sein wie die Wolke,  
die schwebt.

Ich hoffe mehr, als ich will.

Jetzt drängt sich auf das  
Geständnis schlechthin: Seit ich  
utopielos war bzw. sein wollte,

fehlte mir nichts mehr.

Ich starrte auf eine leere, musterlose Wand und vermisste nichts. Mir hatte immer etwas gefehlt. Jetzt wartete ich auf nichts mehr. Ich war weder glücklich noch unglücklich. Schon diese einem aufgedrängte Unterscheidung, sich glücklich oder unglücklich zu fühlen! Ich war jetzt das lebendigste Weder-noch.

Genau so mit der Zeit. Immer

verging sie zu schnell oder zu langsam. Immer war es zu früh oder zu spät. Zeit, das Element der Ablenkung schlechthin. Sie hat mich immer am Dasein gehindert. Schön das verfügte Fremdwort: existieren.

Manchmal habe ich es gern gesagt: Ich existiere. Der Segen des Fremdworts: Ich musste nichts verstehen.

Schlimm nur das Hauptwort: Existenz. Das war nur noch

Kulisse bzw. Gebäude bzw.  
Mausefalle. Existieren, die  
Illusion einer sich von selbst  
vollziehenden Tätigkeit. Die  
Illusion überhaupt.

# 3

Die leere, musterlose Wand.  
Meine letzte Abhängigkeit.  
Sobald ich die Augen schloss,  
wurde es unangenehm. Sobald  
ich die Augen öffnete und auf  
die leere, musterlose Wand  
schaute, wurde mir wieder  
wohl. Ich gebe zu, dass ich mir



nachts, sobald es dunkel war,  
undeutlich wurde. Machte ich  
das Licht an, starrte auf die  
leere, musterlose Wand, war  
ich gleich wieder da. Es ging  
mir allerdings noch nach, ich  
verdankte dieses Gefühl, da zu  
sein, nur dem Umstand, dass  
ich das Licht angemacht hatte.  
Im Dunkel zu liegen, ohne  
darauf zu warten, dass es  
wieder hell wird, das musste ich  
noch üben. Im Dunkel zu liegen

mit offenen Augen und nichts zu sehen, das musste möglich sein. Und schon stellten sich möglich und unmöglich vor. Wieder so ein Unterschied, den es nicht gibt. Das machen die Theoretiker. Ihre Theorien stiften Unterschiede, dass wir vor lauter Nachbeterei von Erdachtheiten nicht dazu kommen, da zu sein!

Mit offenen Augen im Dunkel zu liegen, das musste ich üben.

Sobald ich die Augen  
aufmachte, meldete sich  
nämlich der Hustenreiz. Und  
zwar so, dass ich ihn nicht  
wegatmen konnte. Ich musste  
husten.

Ich huste, also bin ich.

Mir geht es ein bisschen zu  
gut.

Zu träumen genügt.

Unfassbar sein wie die Wolke,  
die schwebt.

Ich hoffe mehr, als ich will.

Nachts half das oft nicht mehr. Meinetwegen ging es anderen schlecht. Ich müsste ...  
Ja, was, bitte? Ich müsste barfuß zum Nordpol laufen. Und zurück. Dann? Dann wäre dieses Problem gelöst. Ganz sicher. Aber eben nur dann. Man bremst sich andauernd im Vorgehen gegen sich selbst; man stellt das Verfahren ein, weil man fürchtet, es könnte zu weit gehen.

# 4

Geschenkt wurde mir nichts.  
Was habe ich geübt, Hilferufe  
nicht zu hören, so zu tun, als  
hörte ich sie nicht. Da man  
nichts tun kann, muss man so  
tun, als hörte man sie nicht, die  
Hilferufe aus Afrika und sonst  
woher. Ich darf sagen, ich habe

eine Methode entwickelt, die es wert wäre, unter meinem Namen praktiziert zu werden. Sobald ich Hilferufe hörte, fing ich selber an, um Hilfe zu rufen. Peinlich wäre es gewesen, wenn mir jemand zu Hilfe gekommen wäre. Das ist zum Glück nicht passiert. Ich musste ja, je nachdem, wie laut die Hilferufe von da und da herkamen, selber immer noch lauter um Hilfe rufen. So habe

ich noch jeden Hilferuf überstanden. Und die Hilferufe nahmen zu an Dringlichkeit und Elendsglaubwürdigkeit. Also wenn ich nicht sofort, also schon nach den ersten Tönen, dagegengehalten hätte, wäre ich unfähig gewesen, den Hilferuf zu übertönen. Die aus Afrika waren am schwersten zu übertönen. Aber auch da macht Übung den Meister. Übertönbar waren sie alle.

# 5

Ich riet dir, iss mehr, als du brauchst. Trink bis zur Bewusstlosigkeit. Rauch Kette und denk, dass du dich bestrafst. Ich riet dir: Sei, wohin du kommst, unerträglich. Rede laut und lang schlecht über dich. Bis sie dich



unterbrechen. Lass es nicht zu.  
Sag, dass dir nicht zu helfen  
sei, solange es anderen  
deinetwegen schlechtgehe.

Ich gab mich extremer  
Zerknirschung hin. Verurteilte,  
beschimpfte mich so, dass ich  
mir unwillkürlich leidtat. Immer  
vor Zeugen. Und ich sagte,  
dass das eine Masche zur  
Erlösung sei, sich so zu  
beschimpfen. So, wie man sich  
da gebe, könne man nicht sein,

so mies, so verbrecherisch  
egoistisch! So bemitleidenswert  
böse. So hässlich böse. So  
abstoßend böse. So erlösend  
böse.

Die, die dich erlebten,  
applaudierten dir schließlich.  
Du spucktest aus vor dir. Aber  
ins Taschentuch. Du sagtest: Es  
gibt keine Grenze der  
Nachsicht mit sich selbst. Und  
fuhrst fort mit deiner  
Selbstbeschimpfungssorgie. Sie

tränkten dich mit Champagner.  
Sie tranken auf dich. Du trankst  
auf die, denen es schlechtgeht  
durch dich. Du fragtest dich:  
Wem gehört der Mantel, den  
du trägst? Wer friert statt  
deiner? Dann bedauertest du  
eher leise als laut, dass du nicht  
hassen könntest. Von deiner  
Mutter habest du nur lieben  
gelernt. Hassen können. Dich  
selbst hassen zu können, das  
wäre jetzt dran. Und eben dazu

seist du nicht imstande. Dich selber hassen zu können, das wäre, nach allem, was du bewirkt hast, die Erlösung. Dir bleibe aber nur die Liebe. Die zu dir selbst. Und fürchterlicher könne nichts sein, als einen Menschen wie dich lieben zu müssen. Dann, nur noch flüsternd: Pfui Teufel. Und wieder spucktest du deutlich ins Taschentuch. Applaus.

Und rundum eine Debatte, als habe man im Theater einer Aufführung beigewohnt.

Mir geht es ein bisschen zu gut.

## 6

Dass ich nicht aufhören kann zu atmen, habe ich schon gestanden. Aber dreimal täglich trainierte ich alle Arten von Muskeln und die Lunge und das Herz usw. Gegen den, der das dreimal täglich exekutierte, war ich ohnmächtig. Das

Körperprogramm stammte von ganz früher. Da hatte ich noch nichts zu sagen gehabt. Da sind eingesenkt worden in mich die Programme für immer. Weiter gehen, als du kannst! Du kannst bergauf rennen! Dir kommen Kräfte, die du nicht hast! Es wird eine Genugtuung, dich zu übertreffen, dich zurückzulassen, dich zu besiegen. Dieses Gefühl, zugleich der Sieger und der

Besiegte zu sein! Das ist das Leben selbst.

Das Körperprogramm war ein Zwang, dem ich mich zu gern fügte. Gegen besseres Wissen.

Ich konnte mich ans Klavier setzen und die Hände Beethovens *Pathétique* spielen lassen. Mit allen einmal eingeübten Nuancen. Aber was ich zu hören bekam, war ein Schattengetön.

Das Leben ist ein Fünf-



Sterne-Hotel. Zum Glück.

Mir geht es ein bisschen zu gut.

Zu träumen genügt.

Unfassbar sein wie die Wolke,  
die schwebt.

Ich hoffe mehr, als ich will.

Ich huste, also bin ich.

# 7

Anwendungen. Dass ich es nicht weitersagen werde. Das hatte ich versprochen. Und sie haben gedroht, wenn ich es weitersagte, würden sie das nächste Mal schlimmer mit mir umgehen als je. Tatsächlich war es schon bis jetzt jedes Mal

schlimmer geworden. Und zwar, ohne dass ich etwas weitergesagt hätte. Also war es eine leere Drohung. Da sie doch jedes Mal schlimmer mit mir verfahren, ohne dass ich etwas weitergesagt hätte, konnte mir, wenn ich etwas weitersagen würde, nicht mehr passieren, als mir jedes Mal, wenn sie kamen, passiert ist. Und trotzdem wirkte diese, rein logisch gesehen, leere

Drohung. Ich sagte nichts weiter. Aber sie könnten mit mir auf eine noch nicht vorstellbar harte Art umgehen und sich darauf berufen, dass sie das nur täten, weil ich etwas weitergesagt hätte. Also sagte ich nichts weiter. In dieser Situation lebte ich.

Ich musste andauernd damit rechnen, dass sie wiederkommen und mich so und so, eben so, wie ich es

nicht weitersagen darf,  
behandeln würden.

Offenbar konnten sie nicht  
wirklich denken. Offenbar  
waren sie von dem, was sie mir  
zufügten, selber so  
beeindruckt, dass sie glaubten,  
wenn ich das weitersagte,  
passiere Wunder was gegen  
sie.

Dabei hätten sie, wenn sie  
denken könnten, darauf  
vertrauen können, dass ich

überhaupt keine Möglichkeit hatte, etwas weiterzusagen, weil mir kein Mensch geglaubt hätte, was ich hätte sagen wollen. Der Rechtsstaat hat für das, was sie mit mir machten, keine Kategorien. Es gibt innerhalb der bürgerlichen Welt keine Sprache für das, was sie mit mir machten, keine Paragraphen oder Ähnliches. Weder Verbote noch Lizenzen. Was sie mit mir machten, ist

nicht in Klage oder Anklage unterzubringen. Und wenn schon, dann eher in Klage als in Anklage. Aber für Klagen gibt es keine Instanzen.

Also, sie hätten wirklich keine Angst haben müssen, dass ich etwas weitersage. Also war ihre Drohung, dass sie mit mir noch härter verfahren würden, wenn ich etwas weitersagte, nichts als eine Lust, mir Angst zu machen.

Ich hatte angefangen, alles,  
was mir passierte,  
aufzuschreiben. Dadurch  
bemerkte ich, dass ich mich in  
einem kreisrunden Gefängnis  
befand. Das ist ein bildlicher  
Ausdruck für einen  
Bewusstseinszustand. Ich  
durfte mich bewegen, aber ich  
durfte dadurch, dass ich mich  
bewegte, nicht weiterkommen.  
Nirgendwohin.

Ein Ende war nicht



vorstellbar. Aber wünschbar.  
Erschöpfung. Das wär's  
gewesen. Leider fühlte ich mich  
kein bisschen erschöpft. Ich  
wartete darauf, dass sie wieder  
kommen und mich ... Eben das  
darf ich nicht weitersagen.  
Aber ich darf sagen oder  
schreiben, es sei erträglicher,  
von ihnen so und so behandelt  
zu werden, als nachher darüber  
nachzudenken, was sie mir  
wieder zugefügt haben.

Jetzt aber diese Erfahrung:  
Ich schrieb nicht auf, was ich  
nicht weitersagen darf, aber  
dass ich etwas nicht  
weitersagen darf, das schrieb  
ich auf. Und konnte und wollte  
mich nicht daran hindern, dass  
sich daraus etwas ergebe. Und  
wie leichtfertig ich doch sein  
konnte! Kaum schrieb ich auf,  
dass ich es aufschreibe,  
hagelten Wörter herein, gegen  
die ich immun sein müsste.

Erfahrung! Was für ein  
Unwort! Überhaupt so  
genannte Hauptwörter! Was für  
ein durch Herrschen und  
Beherrschtwerden  
entstandenes Sprachzeug.  
Auch nur durch das  
Aufschreiben entstanden:  
nachdem die da waren und  
bevor sie wiederkamen. Als  
gäbe es ein Nachher und ein  
Vorher! Nicht einmal, woher  
solches Sprachzeug kommt,

interessierte mich. Ich kann nicht existieren in einer Welt, in der es eine Rolle spielt, dass etwas nachher und etwas vorher stattfindet. Als gäbe es zwischen dem Nachher und dem nächsten Vorher etwas, was benannt werden könnte. Oder sollte. Und schon hagelte herein: Zeit! Warum nicht gleich auch noch: Verlauf! Nichts entspricht mir so wenig wie dieser Zählzwang. Wie oft?

Als fände nicht alles  
ununterbrochen statt. Und  
wenn schon Zeit, dann: alles  
gleichzeitig. Zugleich.  
Simultan.

Ich schrieb auf, dass ich  
etwas nicht weitersagen durfte.

Jetzt verfiel ich in etwas, was  
die Draußen-Sprache  
Geständnis nennt: Es lag an  
mir, dass ich etwas, was mir  
passierte, nicht weitersagte.

Und was habe ich

unwillkürlich getan? Ich, auch  
Sklave üblicher  
Ausdruckstradition, ich habe,  
was mir passierte, in etwas  
Figürliches verschoben. Und  
komme jetzt dazu, gestehen zu  
müssen, dass das, was ich als  
Besucher erscheinen ließ,  
meine Geschöpfe waren.  
Entstanden aus meinem  
Interesse. Entstanden, um der  
Gefahr zu begegnen, etwas  
weiterzusagen, was mir

passierte.

Der Einzige, der mich daran hindern musste, etwas weiterzusagen, was mir passierte, bin ich selbst. Gegen die andauernde Versuchung, etwas weiterzusagen, habe ich mich mit allen erdenklichen Vorstellungen, überhaupt mit Einbildungen gewehrt. Erfolgreich gewehrt. Bis jetzt. Behaupte ich.

Es gibt den Zwang,

weiterzusagen, was mir  
passierte. Und bevor ich  
diesem Zwang unterlag,  
verstummte ich. Den Triumph  
zu erfahren, was mir passierte,  
gönnte ich der Draußen-Welt  
nicht. Und spüre, wie mich die  
Sprache, wenn ich nicht  
aufpasse, in die Routine führt.  
Ich der Draußen-Welt etwas  
nicht gönnen! Quatsch!

Ich korrigiere: Es gab die  
Neigung, etwas, was dir



passierte, weiterzusagen. Und es gab die Scheu, etwas, was dir passierte, weiterzusagen. Diese Scheu lud dich ein zu verstummen. Dieser Einladung folgte ich nur zu gern. Ein Verstummter mehr! Dass ich so weit komme, hätte ich nicht gedacht.

Die Draußen-Welt, ich gehe weiter als je: Die Machthaber, sie leben davon, dass sie Gelehrte bezahlen und

dekorieren, die tausend Seiten  
Sinn gegen das Verstummen  
produzieren. Zuweilen kommt  
es mir vor, als seien die  
gelehrten Sinnstifter dazu da,  
uns hineinzuziehen in ihre  
Ergießungen, also uns am  
Verstummen zu hindern. Ich  
kann vollherzig versichern:  
Wir, die Verstummten, sind  
keine Gefahr, keine Drohung  
oder etwas dergleichen. Wir  
bilden uns nur ein – das sage

ich jetzt für mich –, wir seien  
entkommen.

Laut rief ich oft mein  
Entkommensein aus!  
Hoffentlich glaubte mir  
niemand.

Meine Fluchtversuche:  
Einbildungen! Meine  
Rettungsbewegungen: reine  
Lyrik.

## 8

Noch eine Anwendung.

(Geständnishaftes gehört in die dritte Person.) Er kannte keine Gegenseitigkeit. Er wollte einseitig aufgenommen und bevorzugt werden. Er wollte nichts geben, nur nehmen. Alle sollten seine Eltern sein. Alle

seine Mutter. Sie sollten sich reißen darum, seine Mutter sein zu dürfen.

Er hatte Angst vor dem Gegner, weil der Gegner besser war: Der kümmerte sich um das Richtige, tat das Richtige (politisch, ökologisch, war überhaupt für das Gute engagiert). Er dagegen: egoistisch, gekrümmt, er passte sich andauernd an vor lauter Angst, Schwäche und

Gefallsucht. Und überall, wo er hinkam, hörte er, wie mutig der Gegner hier war. Und es ist ihm nicht schlecht bekommen. Da dachte er, dass es sich eigentlich doch lohnen würde, mutig zu sein. Er fühlte sich wirklich verlockt, auch einmal mutig zu sein. Aber dann klappte er gleich wieder zusammen vor Angst. Er wusste doch, dass bei ihm das Mutigsein anders enden würde.

Mit einer Blamage. Oder noch wahrscheinlicher mit einer Art Vernichtung. Er würde sich entblößen, und irgendjemand oder alle würden auf ihn einschlagen. Anders konnte er sich das nicht vorstellen. An dem du hingst, den Faden ließen sie dich nicht durchbeißen. Sie klebten dich mit Sinn ans Leben. Den Schreikultivieren, dass er sich anhört wie Gelächter, das lehrten sie

dich. Belehrbar scheinen, das lohnte sich! Überhaupt scheinen! Dass aus deinem Mund Perlen strömten, wenn du kotzen wolltest! Du warst der Erste, der diese Perlen für echt hielt.

Weil er sich nicht traute, etwas von sich zu erzählen, erzählte er es so, als handle es sich um einen Bekannten. Dann wurde der scharf verurteilt: neurotisch usw. Dann wusste



er, was er zu erwarten gehabt hätte, wenn er gestanden hätte, dass es sich um ihn handle.

Oder ist das eine automatische Reaktion: Man freut sich, verurteilen zu können, und kann das natürlich leichter, wenn der, um den es sich handelt, nicht da ist?

Seine Angst vor jeder Prüfung. Er war davon überzeugt, dass er keiner wie auch immer gearteten Prüfung

gewachsen wäre. Prüfungen waren so gemacht, dass sein Mangel entdeckt werden muss. Das ist gewissermaßen das Ziel der Prüfung. So ist es immer gewesen. Dass Prüfungen andere Namen tragen, dient nur der Verschleierung dieses Tatbestandes.

Natürlich dachte er auch an den Psychiater. An den denkt man, sobald man eine gänzlich ungewohnte und

unbeherrschbare Empfindung hat. Aber er würde nie mit einer ernsthaften Sache zu einem Psychiater gehen. Das empfand er deutlich, dass alles, was in ihm heftig oder bedrohlich oder wild oder unbezähmbar aufbrach, immer eine Art hatte, die es unmöglich machte, mit einem zweiten Menschen darüber zu sprechen. Nicht mit seiner Frau und schon gar nicht mit

einem Psychiater. Ein Psychiater fällt einem zwar ein, aber sobald er einem einfällt, weiß man auch, dass man lieber an dieser Sache sterben würde, als mit einem anderen darüber sprechen.

Und dieses Gefühl, er sei mit Tränen angefüllt, und die wollten heraus. Manchmal durfte er sich gar nicht bewegen, sonst hätte er weinen müssen. Abgesehen von der

Peinlichkeit, hätte man ihn gefragt, warum.

Wie politisch unreif er war, rannte eine Zeit lang zu Extremisten, konnte sich alles mögliche wünschen. Dachte nicht weiter. Wie vernünftig dagegen immer der Gegner.

Er erwachte, saß auf dem Bett, wartete. Sie kamen nicht. Schritte usw. Wenn sie doch bloß endlich kämen. Schritte im Gang, ein hartes Klopfen,

Türöffnen, bevor er Herein!  
sagen konnte. Geklopft haben  
sie nur, damit er nicht vor  
Schreck und Überraschung  
einem Herzschlag erliege. Sie  
wollten ihn ja lebendig. Das ist  
die Bedingung schlechthin.  
Lebendig. Also so lebendig wie  
möglich, dachte er. Und keine  
Ahnung, wie sie aussehen  
würden. Idiotisch, mit einer so  
atemraubenden Angst auf  
jemanden zu warten, den man

sich nicht einmal vorstellen kann. Und dann auch noch ein Bedürfnis danach, dass die endlich kämen. Dass ein Ende sei. Er konnte doch kaum mehr atmen vor Spannung.

Warum diese Angst, dass das, was er glaubte, nur befürchten, aber nicht erleben zu müssen, in jeder Sekunde passieren, Wirklichkeit werden könne? Warum? Es war so, und er hatte da weder etwas zu bestimmen

noch etwas zu erklären. Er konnte nur sitzen und merken, dass in seinem Mund eine Art Erdbeben ausgebrochen war. Die Kiefer bebten. Die Zähne zitterten. Seine Zähne zitterten unter diesem Mundbeben so, als würden sie gleich aus ihren Wurzeln gerissen.

Er glaubte, diesmal gehe es endlich gut. Diesmal wird er mit dem Gegner fertig. Und gerade diesmal ging es schief.



Allerdings auf eine völlig neue Art. Das war immer das Überraschende: Wenn er sich vorbereitete, den Fehler, den er das letzte Mal gemacht hat, zu vermeiden, passierte ihm ein ganz neuer Fehler. Aber auch dieser neue Fehler war sofort erkennbar als ein für ihn typischer Fehler. Dieser Fehler war alles andere als ein Zufall. Er schien einfach einen unerschöpflichen Vorrat von

höchst persönlichen Fehlern zu haben. Wie viele noch, hatte er sich jedes Mal gefragt.

Ein Fehler: dass er unsympathische Leute nicht liebte bzw. dass er Leute unsympathisch fand.

Er fühlte sich verfolgt, floh, zog sich zurück. Und hörte von Nächsten, wie sehr sich der Gegner, der Verfolger, von ihm verfolgt fühlte. Eine interessante Variante nannte er

das.

Er war immer froh, wenn er etwas nicht getan hatte, wenn ein Anruf nicht gelang. So ein Blödsinn, XY anzurufen, mein Gott, wegen dieser Sache den anzurufen! Er musste nach aller Erfahrung froh sein, wenn ihm etwas nicht gelang. Alles, was ihm gelang, war zu seinem Nachteil.

Dass er immer alles sagte. Er war geschwätzig, haltlos.

Immer erst nachher merkte er,  
dass er ununterbrochen  
geredet hatte. Und alles, was er  
ausgeplaudert hat, war  
peinlich. Er konnte nichts für  
sich behalten. Ihm fehlte eine  
Schranke. Er dachte etwas, und  
schon sagte er es. Dass er es  
nicht rief, war ein Wunder.  
Nicht mehr sprechen! Was er  
dachte, konnte er nicht sagen.  
Etwas sagen, was er nicht  
dachte, konnte er auch nicht.

Was auch immer er sich  
vornahm, er würde sich nicht  
daran halten. Er war haltlos.  
Und musste sich auf dem Papier  
festhalten, weil er nirgends  
sonst möglich war.

# 9

Sie haben in mich Beobachter eingebaut. In der öffentlichen Welt heißt das Überwachungskamera. Dass sie in mich so etwas eingebaut haben, ist bildlich gemeint. Ich könnte nicht sagen, wer SIE sind und wie das vorstellbar

sein soll: eingebaut. Aber ich werde beobachtet.

Dass alles, was ich tat und dachte, einer Beobachtung, sprich Beurteilung ausgesetzt ist, spürte ich bei allem, was ich tat und dachte. Ich kriegte dadurch mit, dass ich so gut wie alles, was ich tat und dachte, nicht hätte tun und denken dürfen. Die eingebaute Instanz sagte nicht, was ich tun und denken dürfte, sie ließ mich nur

erleben, dass ich nicht hätte tun und denken dürfen, was ich gerade wieder getan und gedacht habe. Und es nützte nichts, wenn ich auf die Verneinung meines Tuns und Denkens mit ZU TRÄUMEN GENÜGT reagierte. Das war es eben: Diese in mich eingebaute Verneinung ist von mir nicht erreichbar. Sie ist sozusagen unabhängig von mir.

Sollte ich mir jetzt



vorkommen wie Sokrates bei Platon? Dessen innere Stimme hat ihm immer nur gesagt, was er nicht tun und denken solle. Nie positiv: Tu und denke das und das. Aber als er, zum Tode verurteilt, von seinen Freunden besucht wird, erzählt er denen, dass ihm jetzt immer wieder im Traum gesagt werde: Sokrates, treibe Musik. Also der Erzurationalist soll zum Schluss Künstler werden.

Mir, dem zum Leben  
Verurteilten, passierte nichts  
dergleichen. Erst jetzt fällt mir  
auf, dass Sokrates' innere  
Stimme immer vorhergesagt  
hat: Tu das nicht. Meine  
eingebaute Stimme sagte mir  
immer erst nachher, wenn ich  
schon getan oder gedacht habe,  
was ich nicht hätte tun oder  
denken dürfen. Sokrates war  
besser dran.

Ich habe mich der steten

Verneinung dadurch entzogen, dass ich sowohl Tun als auch Denken aufgegeben habe. Ich starrte bekanntlich auf eine leere, musterlose Wand. So triumphierte ich über die in mich eingebaute Beobachtung, die mich alles, was ich noch getan und gedacht habe, als verfehlt erleben ließ. Dass mir das gelungen ist, durfte mich stolz machen. Solche Errungenschaften haben dazu

geführt, dass ich sagen kann:  
Mir geht es ein bisschen zu  
gut.

# 10

## *Unmut*

Der Winter hat es auch nicht  
leicht  
sich gegen das Fernsehen zu  
behaupten  
Schon bevor wir atmen,  
werden wir gezählt

Wer ausschert, ist erledigt.

Aufpasser gibt es  
mehr als je zuvor. Wir sind  
eine Tugendrepublik  
Was gut ist und was böse,  
sagt jetzt laut  
der Soziologe.

Ich bin das Schwerste, das es  
gibt  
meine Blumen sind aus Blei  
weil der Tod mich liebt  
trag ich ein schwarzes

Geweih.

# 11

Die wirklichen und die eingebildeten Gegner unterschieden sich nicht von einander. Ich studierte trotzdem die Unterschiede. Genau so bei den Freunden. Da war die Unterscheidung zwischen wirklichen und



eingebildeten Freunden  
allerdings einfach. Auch die  
wirklichen Freunde blieben  
hinter dem zurück, was ich von  
Freunden erwartete. Also  
musste ich auch, was die  
wirklichen Freunde nicht  
brachten, durch Einbildung  
ersetzen. Das wiederum führte  
zu dem Gefühl, dass ich keine  
wirklichen Freunde hatte.

Freunde sind Phantasie.

Mit den Gegnern war das

einfach. An wirklichen Gegnern war kein Mangel. Sie zeigten, was sie von mir dachten, deutlich genug.

Noch ein Unterschied: Gegner und Feinde. Gegner waren die, die nicht für mich waren, ohne dass sie gegen mich handelten. Ich war ihnen egal. Wurden sie veranlasst, sich zu mir zu verhalten, winkten sie ab. Ich war ihnen keine Äußerung wert. Wurde

ihnen die Äußerung nicht erlassen, ärgerten sie sich über mich und sagten etwas, was klang wie Verachtung. Das waren Gegner.

Die Feinde waren deutlicher. Sie ließen keine Gelegenheit aus, mich herunterzumachen. Und wenn es keine Gelegenheit gab, schafften sie eine. Ich ging ihnen auf die Nerven. Ganz von selbst. Jeder meiner Feinde hatte immer eine abrufbare

Menge schlimmer Sätze über mich bzw. gegen mich bereit. Er wurde durch alles, was ich machte, gereizt. Er hatte es satt, sich wieder über mich ärgern zu müssen. Ihm schmeckte sein Kaffee, sein Wein, und dann tauchte ich wieder auf mit einer Aktion, einer Meinung, gar mit einem Buch. Und er wusste, dass er sich, wenn er sich mit meinem neuesten Bemerkbar-werden-

Wollen beschäftigte, nur ärgern musste. Aber er beschäftigte sich damit, und zwar vorurteilslos. Er würde sich doch freuen, wenn er sich endlich einmal freuen könnte über etwas, was von mir kam. Das formulierte er. Umso krasser die Enttäuschung, dass, was ich war und machte, wieder nichts war als ein Anlass zu Ärger und Verdruss. Er hatte unter mir zu leiden, das musste

er mir übelnehmen. Es gehörte zum Seelenhaushalt eines jeden Feindes, dass er regelmäßig durch Aussagen seine Feindschaft gegen mich am Leben erhielt.

Jede Handlung gegen mich war für den Feind eine Stärkung seines Selbstbewusstseins. Dass er so sein darf, wie er ist, erlebte er kaum durch etwas anderes so deutlich wie durch eine

Handlung oder durch eine Aussage gegen mich. Für ihn war nichts so deutlich, wie dass es mir ein bisschen zu gut gehe. (Dass es mir ein bisschen zu gut geht, diese Formulierung habe ich – das gesteh ich gern – von meinem Feind.) Solange das so ist, ist die Weltordnung noch nicht, wie sie sein soll. Und das war ohnehin seine Mission. Er hat nicht nur, was mich betraf,

sondern überhaupt die Aufgabe, die Welt so zu ordnen, dass von einer Weltordnung gesprochen werden kann. Mein Feind war ausgezeichnet durch ein hochlebendiges Verantwortungsgefühl. Ich war natürlich nur ein kleiner Posten in seiner Verantwortungsagenda. Ohne dass er das langwierig begründen musste, erlebte er mich als eine wenn auch



unwichtige Störung dessen,  
was sein soll. Obwohl er nicht  
im Namen einer so und so  
herrschenden Moral auftrat,  
war doch jeder Auftritt von ihm  
eine moralische Aktion.

Unwillkürlich wurden durch  
seine Handlungen alle  
aufgefordert, so zu sein und zu  
handeln wie er. Er hatte von  
selbst, aber nicht ohne seine  
bewusste Mitwirkung, etwas  
Vorbildliches, Beispielhaftes.

Durchaus nicht im Sinn einer kleinlichen, engherzigen Moral. Umso mehr als ein Anspruch im Großenganzen: Alles, was noch nicht so ist, wie es um der Weltzukunft willen sein soll, wird durch ihn zum Anspruch an alle. Er machte vor, was sich gehörte. Wenn alle so wären wie er, müsste man sich um die Weltzukunft bzw. um die Zukunft der Welt weniger bis keine Sorgen machen.

Er tadelte, kritisierte oder beschimpfte immer im Namen und Interesse des Großenganzen bzw. der Gerechtigkeit oder der Humanität oder der Demokratie. Geradezu glücklich war ich, wenn er etwas tat, was man ein bisschen verachten konnte. Seine Geldgier. Sein Protzen mit Sexfreuden. Aber anstatt ihn genussvoll zu verachten,

pflügte mich der Neid.

Wenn meine Mangelhaftigkeit wieder da oder dort nicht mehr verbergbar war, wurde ich auch das erklärte Ziel seines verantwortungsbewussten Handelns. Wenn ich irgendwo oder irgendwie gestand, dass Verantwortungsbewusstsein mir fehlte, konnte es sein, dass er mich einer polemischen Belehrung für würdig hielt und mich auszeichnete mit einem

souveränen Tadel.

Natürlich hat er seine von mir als Feindseligkeit erlebten Aktionen nie als solche empfinden lassen. Er hat immer gehandelt im Namen des Richtigen. Ohne es so auszudrücken, war er immer tätig im Namen einer unanzweifelbaren Weltvernunft. Wen auch immer er tadelte, angriff oder gar geißelte, der war gerichtet.

Natürlich hatte er Gegner. Die hatten auch irgendwelche Macht, aber getadelt, gegeißelt von ihm, hatten sie kein bisschen Charme oder Charisma oder Attraktion und wirkten als das, was man nicht sein will, während er immer das war, was man sein wollte. Eine Zeit lang nannte man diese Unermüdlichkeit für das Gute Engagement.

Jetzt mein Argwohn gegen

mich selbst. Könnte es sein,  
dass das, was ich als die in mich  
eingebaute Beobachtung  
erlebte, einfach eine  
allmähliche Verfestigung all  
dessen war, was meine Feinde  
im Lauf der Jahrzehnte gegen  
mich praktiziert hatten? Wenn  
das so wäre, dann wäre ich also  
andauernd einem als tadellos  
geltenden Feind ausgesetzt  
gewesen und wäre dadurch,  
dass ich meiner mir auferlegten

Selbstverneinung entkommen  
bin, meinem Feind entkommen.  
Woher sonst sollte die Tag und  
Nacht erlebte, die  
immerwährende  
Selbstverneinung denn  
herrühren, wenn nicht von ihm,  
dem exemplarischen Feind!?

Jetzt riskiere ich eine  
Verallgemeinerung, die mir  
nicht zusteht: Nicht nur jeder  
hat SEINEN Feind, vielleicht  
hat sogar jeder Feind seinen



Feind. Mein Feind wirkte immer so siegreich, so überlegen, dass seine Feinde eine Dekoration seiner öffentlichen Auftritte wurden. Er ist behängt mit den Skalpen seiner Feinde.

Um nicht in den billigsten Verdacht, den des Verfolgungswahns, zu geraten, will ich noch ein Beispiel erwähnen, in dem alles enthalten ist: Der mir

bescherte Feind rasierte sich nicht mehr elektrisch. In Interviews erfuhren wir nicht, dass er sich nicht mehr elektrisch rasiert, er teilte uns mit, er rasiere sich nass. Ich glaube, jetzt sieht jeder, was ich sagen will.

Dass mir das Schicksal oder der Zufall oder der nicht nur liebe Gott diesen meinen Feind beschert hat, hat in mir nicht den Sermon produziert, das sei

die beste aller möglichen  
Welten.

Umso stolzer dürfte ich sein,  
dass ich es geschafft hatte, mit  
der leeren, musterlosen Wand  
so zu leben, dass ich auch  
selber sagen kann: Mir geht es  
ein bisschen zu gut. Das ZU  
muss noch weg, das ist klar. Ich  
würde gerne in die Welt  
hinausposaunen: Wer immer  
sich einbildet, mein Feind sein  
zu müssen, er darf zur Kenntnis

nehmen, dass ich nicht mehr  
einholbar bin. Ich habe mich in  
jahrzehntelanger Anstrengung  
aus der Erreichbarkeit  
entfernt. Jahrzehntlang, aber  
mit Lichtgeschwindigkeit. Also,  
liebe Gegner, ehrenwerte  
Feinde, rechnet selber aus, wie  
weit ich inzwischen weg bin von  
euch. Ich bin allem und allen  
entkommen. Mir nicht! NOCH  
nicht. Das kommt noch. O  
Utopie! Du Unauslöschbare!

# 12

Unter den vielen  
Versäumnissen spielte  
Dankbarkeit die größte Rolle.  
Dicht gefolgt von der  
Undankbarkeit. Und die  
versäumte Undankbarkeit will  
sich vordrängen, will wichtiger  
sein als die versäumte

Dankbarkeit. Bei der  
versäumten Dankbarkeit  
handelte es sich immer um eine  
versäumte Mitteilung. Dankbar  
war ich immer so sehr, dass ich  
mich geniert hätte, mitzuteilen,  
wie sehr ich den schuldigen  
Dank fühlte. Ich habe immer  
gefürchtet, der, dem ich die  
mich drängende Dankesfülle  
schuldete, würde, wenn ich sie  
gestünde, glauben, er habe mir  
des Guten zu viel getan. Meine

Dankesfülle bewiese ihm, dass ich seiner Wohltat nicht würdig sei. Also wurde alles zu einer inneren Unruhe und Abhängigkeit.

Zur Undankbarkeit war ich zu feige. Anstatt mich über das mir Angetane zu erheben, duldete ich, was mir zugefügt wurde, widerspruchslos. Der, der es mir getan hatte, musste glauben, ich sei der Ansicht, dass mir recht geschehen sei.

# 13

Vermieden bis jetzt das, was Gewissen heißt. Dazu muss ich so weit weg von mir, dass ich mich ER nennen darf.

Er hat immer schon getan und gedacht, was er nicht hätte tun und denken dürfen. Seine Erinnerung besteht aus nichts



als aus dem, was er nicht hätte tun und denken dürfen. Sollte er etwas getan und gedacht haben, was er tun und denken durfte, so hat das in ihm nichts hinterlassen. Er hat es sich nicht merken können. Aber bedrängend deutlich ist alles, was er nicht hätte tun und denken sollen.

Er hat also sein Leben nicht verbracht im Dienst des Wahren und Guten oder gar

des Schönen. Er hat nicht einfach alles richtig gemacht, sondern, vom Gewissen aus gesehen, alles falsch.

Wer alles richtig macht oder doch so, dass es, weil er es macht, als richtig erscheint, der macht es den immer zuschauenden Leuten leicht, ihm zuzustimmen, ihn gar zu verehren. Wer so exemplarisch gut und wahr ist, der entlastet das Gewissen von vielen. Sie

müssen ihm nur zustimmen,  
dann sind sie schon selber auf  
der Seite des Wahren und  
Guten, vielleicht sogar des  
Schönen.

Aus solchem Vorbildsstoff  
sind Helden oder Stars. Bei  
ihnen ist das Gewissen der  
Mehrzahl gut aufgehoben.  
Helden bzw. Stars sind solche,  
die die Welt erleben lassen, wie  
sehr sie von dem, was sie tun,  
überzeugt sind. Was sie tun, ist

dadurch, dass sie es tun, das Richtige. Sie sind Leuchten des guten Gewissens. Sie tun und denken alles öffentlich. Sie sind gut und wahr und schön. Für sie sein heißt, für das Richtige sein.

Jetzt zu dem, der all das nicht ist, weil er oft das tat und dachte, was man nicht tun und denken soll. Er hatte immer schon ein schlechtes Gewissen. Welche Moral auch gerade

herrschte, er musste immer verbergen, wie wenig er dieser Moral genügte.

Es lässt sich an Beispielen zeigen, dass es Familien gibt, die dem Nationalsozialismus rühmlich dienten, als Staatssekretär zum Beispiel, die in der dann folgenden Demokratie den Bundespräsidenten stellten. Sogar im Lebenslauf einzelner Personen ist erlebbar, wie sie

immer richtiglagen. Thomas  
Mann ist dafür die leuchtende  
Gewähr. Er lag – grob gesagt –  
immer richtig: bis 1918  
erkonservativ, alles  
Demokratische verhöhnend,  
nach 1918 demokratisch  
leuchtend, inklusive SPD. Der  
Bruder Heinrich lag immer  
falsch. Gewissensbisse  
erscheinen denen, die immer  
richtigliegen, falsch.

Nietzsche hat dafür die

Formel gefunden:

Gewissensbisse? Dann ist dein Charakter deinen Taten nicht gewachsen!

Wer mit sich selbst nicht übereinstimmt, wird es nie dazu bringen, in einer öffentlich gewordenen Moral rühmlich aufgehoben zu sein. Wer immer das tut und denkt, was nicht getan und gedacht werden darf, der ist einem schlechten Gewissen ausgeliefert. So einer

kann dann gequält ausrufen:  
Ein gutes Gewissen ist keins.  
Statt dem deutlich normierten  
Guten zu genügen, ist er immer  
der Selbstbefriedigung  
verfallen. Die gilt aus  
verschiedenen Gründen als  
verboten. Wer ihr in jedem  
Lebensalter wieder verfällt,  
wird nie zu den Guten gehören;  
und weil er immer verbergen  
muss, wie es sich bei ihm  
verhält, nie zu den Wahren;



und weil die Selbstverbergung  
seine innere und äußere  
Erscheinung prägt, nie zu den  
Schönen.

Ein anderer Philosoph – es  
kann Hegel gewesen sein – hat  
gesagt, Gewissen, das sei die  
innerste Einsamkeit des  
Menschen. Dann kann er wohl  
kaum die Statthalter des guten  
Gewissens gemeint haben, die  
Leuchten des Guten, Wahren  
und Schönen, also die

Richtigen. Einsam macht die Unvorzeigbarkeit dessen, was du tust und denkst.

Er war also immer der Unrichtige, der Falsche. Wenn ihm trotzdem Lebbarkeit zeitweise gelang, dann immer nur dadurch, dass es ihm gelang, sich zu verstellen.

Warum, bitte, hast du nie gesagt, wie gern du lebst!

# 14

Hierher gehört die Einteilung der Menschen in Sieger und Besiegte, und wie sich diese Einteilung auf Menschen auswirkt.

Schön deutlich beim Fußball, anzuschauen auf dem Bildschirm. Eine siegreiche

Mannschaft, die Siegreichen fallen dann über einander her, können nicht aufhören, einander zu küssen, zu umarmen. Die Besiegten, in diesem Fall die Portugiesen, sitzen, liegen, kauern als Vereinzelte auf dem Platz. Entweder versteinern sie, oder sie weinen. Der Jüngste, Ronaldo, kann nicht aufhören zu weinen. Dadurch sieht er noch jünger aus. Fast wie ein

Kind.

Sieger können einander nicht heftig genug berühren.

Besiegte wollen mit einander nichts zu tun haben. Sieger sind EIN Jubel. Besiegte sind lauter Einzelne, jeder ist besiegt worden, jeder für sich; egal, auf wen er das verlorene Spiel zurückführt, ER hat es verloren.

In der Wirklichkeit läuft das so: Der Sieger brüstet sich

zwar noch und noch, aber  
immer auf die  
geschmackvollste,  
gewinnendste Art und Weise.  
Der Schaum des Sieges vor  
dem Mund des Siegers wollte  
gefeiert sein. In deinen Händen  
gefror der Applaus. Schön  
nicht und gut nicht musste, wer  
siegte, sein. Zu siegen genügte  
jeder Geschichte. Alle Werte  
der Welt waren Trophäen. Auch  
du knietest hin.

Du konntest nicht in der Hängematte liegen und die Niederlage verschaukeln.

Der Wiederholungszwang, das war die Essenz des Verlierens, dass du deine Niederlage ununterbrochen in dir ablaufen lassen, und immer die Sätze, die deine Niederlage produziert haben, durch bessere Sätze ersetzen musstest. Mit diesen besseren Sätzen hätte es keine

Niederlage gegeben. Aber diese besseren Sätze waren eben erst nachträglich, als es nicht mehr darauf ankam, möglich.

Möglich war nur dein Drauflosreden, dein wütendes Dich-Verteidigen, das alles noch schlimmer gemacht hat, als es vielleicht war. Vielleicht. Aber vielleicht war es schon so schlimm, wie du es jetzt findest. Jetzt bleibt nur, dich



aufzulösen, dass du nicht mehr wiederholen musst, wie dumm du warst, dass du auf jeden dieser Angriffe so dumm wie möglich reagiert hast.

Niederlagen machen einsam. Mach aus deinem Alleinsein nicht einen solchen Zirkus. Du bist dein einziger Zuschauer. Du bist der, der verlor und nicht lernte, Sieger zu werden.

Eine Niederlage hat keinen Grund. Das, was dir als Grund

für deine Niederlage erklärt wurde, war die Begründung einer Machtausübung. Jemand hatte eine Macht. Die spürte er nur, wenn er sie ausübte. Dazu warst du da. Je deutlicher er dir deine Niederlage erklärte, desto mehr erlebte der Ausübende seine Macht.

Diese Praxis hat nichts mit Recht und Unrecht zu tun. Wenn du dir, weil dir eine Niederlage zugefügt wurde,

eingebildet hast, dir sei Unrecht geschehen, dann beweist du nur, dass du unfähig warst zu begreifen, was wirklich passierte. Die Begründung war dazu da, dass der Machtausübende sich bei seiner Machtausübung gehörig genoss. Vielleicht träumte der Machtausübende davon, dass du, was er dir tat, für Recht hältst. Das wäre eine paradiesische Wendung. Die

kommt in Wirklichkeit nicht vor.

Die Niederlage war für den, der sie erlitt, unverständlich. Also eine reine bzw. absolute Untat. Um dergleichen ins Diskursive zu ziehen, kann man, es verharmlosend, von Recht und Unrecht sprechen. Ich habe vielleicht auch schon Macht ausgeübt. Ich weiß davon nichts mehr, hoffe aber, weltfromm, wie ich bin, dass

Unrecht tun auch weh tut. Aber  
Unrecht erleiden ist ein  
Schmerz höherer Art. Der, der  
Unrecht erleidet, gerät allein  
dadurch, dass er, was ihm  
geschieht, nicht versteht, in ein  
Paradies der Qual. Alles in ihm  
und an ihm und um ihn blüht in  
hellstem Schmerz. Schmerz als  
Lebenssteigerung. Was wäre er  
ohne Schmerz? Eine knapp  
noch atmende Ruine! Er kommt  
sich ausgezeichnet vor. Nur

dadurch erträgt er überhaupt die krasse Tausendfältigkeit der Niederlagenqual. Er ist nicht mehr der, der er vor der Niederlage war. Jetzt ist er hochmütig. Er schaut hinab auf alle, die die Niederlage nicht kennen. Die Niederlage herrscht in ihm Sekunde um Sekunde. Die einzige Erlösung ist der Hochmut, das heißt das nicht einzuschläfernde Bewusstsein, dass es sich um

Unrecht handelt.

Also, Unrecht erleiden  
machte aus dir mehr, als du  
warst. Unrecht erleiden wurde  
deinem Wesen zum Reichtum.  
Und schon taten dir die, die im  
Recht leben, leid.

Wer da erfahrungslos ist,  
dem sei empfohlen, sich  
vorzustellen, wie ein  
Bergsteiger, der nur Gipfel von  
mehr als 4000 Metern Höhe  
ersteigt, sich fühlt unter

Menschen, die im Flachland leben. Er hat nämlich durch seine Steigerei ein anderes Muskelgefühl als die, die nie steigen. Es gibt auch im Seelischen eine Muskulatur. Und durch nichts bildet sich die so aus wie durch die Niederlage.

Jetzt fehlt noch Gott. Es war wiederum Hegel, der das Wort Gott einen sinnlosen Laut nannte. Er meinte damit das,



was die Theologen damals mit diesem Wort anstellten. Mir hat imponiert, dass er nicht sagte, Gott sei ein sinnloser Ausdruck, sondern ein sinnloser Laut! Mir drängte sich das Wort jedes Mal auf, wenn mich der Weltlauf an die leere, musterlose Wand schwemmte. Ich kann die leere, musterlose Wand nicht einfach durch das Wort Gott ersetzen. Aber ich muss zugeben, dass die Wand

und Gott etwas mit einander zu tun haben. Die Wand nahm mich in jedem Augenblick, in dem ich ihrer bedürftig war, auf als einen zu ihr Hinfliehenden, Schutzsuchenden, das heißt, ich sank lautlos erschöpft zu ihr hin; wenn dann noch Gott auftauchte, herrschte Musik, eine unkomponierte Musik, ein ohren- und sinnbetäubender Jubel, historischer Glanz und aktuelle Mächtigkeit jeder Art,

also Erlösungswuchten. Ich wollte nichts mehr wissen, nur noch sein. Anspruchslos sein. Die Wand wurde immer noch gefragt, ob sie's bringt, das Schützen-Können. Gott zu fragen kam einem nicht in den Sinn. Gott, die reine Metapher. Aber für alles. Auch für die Niederlage. Die absolute, letzte, unwiderrufliche Niederlage. Gott als die Niederlage selbst. Die dir von

niemandem verpasste  
Niederlage, von niemandem als  
von deiner Armseligkeit oder  
Bedürftigkeit. Also von dir  
selbst. Gott als der Ausdruck  
deiner Schwäche.

Dazu passte doch, dass er dir  
mit betäubendem Jubel und mit  
der absoluten Musik erschien,  
als ein Vulkan, der glühende  
Blumen spuckt, als ein Tal der  
grünsten Zärtlichkeit, als ein  
Gebirge der reinen Güte, als

ein unaufhörlicher  
Kindertraum, als alles, was dir  
jetzt fehlte. Also war er der  
Ausdruck von allem, was dir  
fehlte. Also dichtetest du  
drauflos. Bis er protestierte.  
Dann durftest du dir bemerkt  
vorkommen.

Und schon wurdest du an der  
Hand geführt. Du versankst.  
Endlich gingen dir die Augen  
auf. Du knietest. Knietest vor  
der leeren, musterlosen Wand.

Und betetest sie an.

Mir geht es ein bisschen zu gut.

# 15

Ich weiß nicht, wie andere das halten, für mich war es von Kindheit an selbstverständlich, das zu tun, was man von mir erwartete. Erwartungen nicht zu erfüllen wäre mir immer als eine ins Beleidigende gesteigerte Unhöflichkeit

vorgekommen. Ich habe es immer genossen, mehr zu geben, als von mir erwartet werden konnte.

So etwas tat man nicht nur, aber auch sich selbst zuliebe. Wo führte das hin? Dass verschiedene Menschen Verschiedenes von einem erwarteten, war verständlich. Wenn Verschiedene, die mir nahestanden, Verschiedenes von mir erwarteten, war die



Erfüllung dieser einander nach  
geltendem Urteil  
ausschließenden Erwartungen  
eigentlich nicht möglich. Ich  
konnte mich dieser  
Unmöglichkeit nicht fügen. Ich  
erfüllte Erwartungen, die  
einander nach geltendem Urteil  
widersprachen. Im Politischen,  
Geschichtlichen hat mich das  
oft diffamierbar gemacht, weil  
sich in mir nicht stritt und  
einander ausschloss, was in der

so genannten Wirklichkeit  
verfeindet war.

In was hättest du dich denn  
verwandeln müssen, dass du  
dich ausgehalten hättest, ohne  
zu glauben, dass jemand an  
dich denkt? Du hast geglaubt,  
nicht leben zu können, wenn  
nicht jemand liebend an dich  
dachte, und zwar jemand, den  
du auch lieben konntest.

Du warst dir zu wenig.

Oder so: A liebte dich, B

liebte dich auch. Du liebtest A,  
und du liebtest B. Du hättest es  
für eine ins Beleidigende  
reichende Unhöflichkeit  
gehalten, eine ernst zu  
nehmende Liebe nicht zu  
erwidern.

Dass du Unhöflichkeit  
gemieden hast, ist mehr als  
Höflichkeit. Dass du dich  
geliebt sahst, durfte dich  
berühren. Zwei Menschen  
erwarteten von dir, geliebt zu

werden. Du erfülltest diese Erwartungen. A und B hielten dich dann für einen Lügner. Aber Anlügen kann man nur sich selber. Was man einem anderen sagt, ist immer das, was man ihm sagen will: meine Wahrheit für ihn. Ich habe zwei oder drei oder viele Wahrheiten, und nur eine lässt die alles vernichtende Moral als Wahrheit gelten. Sie sind aber alle gleich wahr. Ich wählte für

den anderen die Wahrheit aus,  
die ich für die zumutbarste  
hielt. Und zuzugeben ist:  
Liebeserklärungen sind das  
reinste Selbstgespräch.

Offenbar war es nicht erlaubt,  
zwei Menschen zugleich zu  
lieben. Du versuchtest zu  
erklären, dass du schon immer  
getan hast, was von dir  
erwartet wurde. Es nützte  
nichts. Das heißt, du hättest  
imstand sein müssen, nur eine

Erwartung zu erfüllen. Da das  
der aus Kindheitstagen  
stammenden Gewohnheit, jede  
Erwartung zu erfüllen,  
widersprach, blieb es dabei: Du  
versuchtest, die beiden  
einander ausschließenden  
Erwartungen zu erfüllen. Was  
so entsteht, heißt Unglück.

Dieses Unglück rechtfertigte  
sich aus einer  
Gefühlsbedingung, die lautet:  
Du kannst nur einen Menschen

lieben. Dieses Gebot ist  
verschwistert mit dem Gebot,  
dass man nur einen Gott  
verehere dürfe. In der Religion  
gibt es inzwischen  
Milderungen, im  
Zwischenmenschlichen gilt  
immer noch das Gebot, dass  
eine Beziehung alle anderen  
auszuschließen habe.

Die Begründung: Der  
Liebende gibt dem Geliebten  
einen Wert. Wenn er aber zwei

liebt, kriegt jeder nur die Hälfte. So die Gefühlsrechnung. Und die Lösung dieser Rechnung: Lieber nichts als die Hälfte. Dass es zweierlei Liebe geben kann, ist dem geltenden Urteil fremd.

Auf meine Art ausgedrückt, heißt das: Ich hüpfte von einem Bein auf das andere. Verbrannt waren beide Sohlen von dieser heißen Erde. Schellen waren



mir umgehängt, dass immer weithin bekannt war, wo ich gerade hüpfte. An Zuschauern fehlte es nicht. Mir wäre Singen erlaubt gewesen. Es reichte aber der Atem nicht zum Singen und zum Hüpfen. Hüpfen musste ich aber, weil der Boden glühte. Also unterblieb Gesang.

Untreue moralisch zu ahnden ist barbarisch. Wenn einer von zweien nicht genügt, ist der

andere oder die andere untreu.  
Würde jeder dem anderen  
genügen, gäbe es keine  
Untreue. Das ganze Treue-  
Brimborium ist nichts anderes  
als die kulturelle Verbrämung  
einer barbarischen  
Strafroutine.

Dante hatte, als er in die  
Grüfte der Geschichte  
hinabstieg, Vergil als Führer,  
ich hatte niemanden. Und sah  
mich andauernd Töne

produzieren über Richtig und Falsch.

Alles, was nach Urteil klingt, möchte ich hiermit widerrufen.

Ich scheute dann vor jeder länger gültig sein wollenden Aussage zurück. Das hätte doch schon wieder geheißen, ich müsste mich nach dem Augenblick, in dem ich das und das gesagt habe, immer noch richten, auch wenn inzwischen längst andere Empfindungen in

mir die Herrschaft hätten.

Weil es die Konvention gibt, die Person als eine verlässliche Kontinuität von Aussagen zu sehen, musste ich mich von dieser Konvention trennen. Dann nannte ich eben, was zu dem andauernden Wechsel der Empfindung gehörte, Fälschung der Gefühle. Ich hoffte, mit dieser den Tadel geradezu herbeirufenden Formulierung genügte ich dem,

was die Moral als Bedingung der Zurechnungsfähigkeit von einem Menschen verlangt.

Gefälschte Gefühle mussten wie falsche Zähne wirken, also aussehen wie echte. Und wer keine Gefühle fälschen musste, hatte keine. Das, wozu man gehören sollte, war ein verabredetes Dasein, zu dem kein Mensch von selbst gehörte. Er musste zugerichtet werden. Sich selber zurichten.

Begnadige dich nicht ein  
weiteres Mal. Fälschen genügte  
nicht. Hinrichten musstest du  
das Gefühl, jedes. Falls eine  
Seele sich bemerkbar machte,  
sage, es gebe sie nicht!

Ausatmen! Was dir da passiert,  
hat Hegel in der  
Phänomenologie des Geistes  
klar genug gesagt. «Die  
Handlung, indem sie Befolgung  
eines fremden Beschlusses ist,  
hört nach der Seite des Tuns

oder des Willens auf, die eigene zu sein.» Bei Meinungen war das üblich, dass jeder seine Meinung dem anpasste, was als Meinung möglich und erwünscht oder gerade noch erlaubt war. Von Kind an lernten wir, so zu denken, wie gedacht werden sollte.

Beispiele für exemplarische Gefühlsfälschung aus der Geschichte: Abaelard und Heloïse, Hölderlin und Diotima,

und: Warum war Sigmund Freud unter allem, was er bedachte, nichts so wichtig wie die Sublimierung! Die könnte man ganz einfach ins Deutsche übersetzen als Fälschung der Gefühle.

Das Wichtigste: Warum mussten Gefühle gefälscht werden? Anderen zuliebe. Oder doch sich selbst zuliebe? Das musste überprüft werden. Du musstest immer auf dich



verzichten, musstest einem  
oder einer anderen zuliebe  
sprechen oder schweigen. Das  
war immer geboten, wenn du  
etwas fühltest oder dachtest,  
was, wenn du es aussprechen  
würdest, einem oder einer  
anderen nicht recht sein,  
beleidigend sein könnte. Oder  
es würde dich abstoßend  
machen. Also doch auch dir  
selbst zuliebe musstest du  
deine Gefühle fälschen? Aber

wie erfolgreich durfte die Fälschung der Gefühle sein? Nie so erfolgreich, dass die Ursache nicht mehr spürbar war. Das wäre das Ideal, das nicht erreicht werden durfte. Und du musstest dich so geben, dass du weiter in den auf schöne Namen getauften Beziehungen möglich warst. Das hast du von Anfang an gelernt. Schon als Kind hast du gelernt, wie du dich benehmen

musst, dass dir entsprochen  
wird. Das lernst du, noch  
bevor du sprechen lernst.  
Das lernst du, ohne dass du  
schon wusstest, was du tust,  
wenn du dein Benehmen so  
inszeniert hast, dass du  
möglichst viel Liebe erntest.

Das blieb dein Begehren  
lebenslang.

Die Beispiele bestürmen dich.  
Eine Magdalena aus  
Warschau und eine Alexandra

aus Freiburg, und du  
ausufernd. In dir tobte eine  
Umarmungsbereitschaft, eine  
Entzündbarkeit, ein Nirgends-  
mehr-sein-Wollen als jetzt hier.  
Die zwei konnten dich  
brauchen. Wörterware solltest  
du liefern. Deshalb kamen sie.  
Dass du dich ausgeliefert hast,  
dass du mitgenommen werden  
wolltest für immer, und egal,  
wohin, war ihnen ein Lächeln  
wert. Aber dieses tendenziöse

Chaos musstest du fälschen.  
Erlaubt war ein lebhaftes  
Mitmachen bei dem, was sie von  
dir wollten und erwarteten.  
Dann zogen sie ab. In deinem  
Kopf drehte sich das Feuerrad  
gefälschter Wünsche.

Magdalenas Ausschnitt ließ  
den scharfen Schatten  
zwischen ihren Brüsten sehen.  
Alexandras Körper drängte  
überall gegen ihren  
Kleidungsglanz. Du warst

beschäftigt mit dem Erledigen gefälschter Wünsche.

Oder Frau W. Für das erste Telefongespräch bedankte sie sich noch in der E-Mail, weil es so lebendig und herzlich gewesen sei. Das wurde es, weil sie alles, was du so hinsagtest, lebhaft verstärkte. Also wurde dein nächster Satz auch intensiver. So schaukelten wir einander richtig hinauf in eine Stimmung, die sie schriftlich

einer warmen Erwähnung wert fand. Dann erschien sie: hellstes Blond, schön am Kopf bleibend, den Kopf ausdrückend. Und gekleidet ins gleißendste Schwarz. Als du das absichtlich-unabsichtlich berührtest, spürtest du, wie dünn dieses Gleißen war. Dann der normale Verlauf der Lieferung der Wörterware. Wir funktionierten. Sie bedankte sich herzlich. Kein Ton mehr so

wie in dem ersten  
Telefongespräch. Tschüss.

Du bliebst zurück, beschäftigt  
mit der Fälschung deiner  
Gefühle. Ich würde dir nicht  
ununterbrochen an die Wäsche  
gehen! Wie denn mit solchen  
Sätzen fertig werden! Oder: Ich  
arbeite wie blöd! Zur  
Vernichtung solcher  
Satzdenkmale sagte er sich laut  
vor: Ich liebe alle Frauen der  
Welt. Wie schön, wie



wundervoll war alles an und in einem Menschen, wenn man ihn verlieren musste. Darum: Gefühlsfälschung als tägliche Beschäftigung. Ich kochte den Schmerz, die irdische Suppe! Wenn du nicht gewesen wärest, Sprache, hätte es mich nicht gegeben.

Sogar im Krankenhaus. Die unscheinbare, vielleicht sogar unschöne Schwester Laura, aber alle Wörter mit un... sind

falsch, ihr ursprünglich schönes Gesicht war etwas mit ver..., verwittert, verwettert, verwirkt, sie sah deutlich älter aus, als sie war, und schob eine Farbige herein und fragte für die: Darf sie bisschen saubermachen, und das mit hart-östlichem Akzent, und kam mir dazu näher als nötig und legte mir ihre Hand auf die Schulter und nahm die Hand, als ich schon längst ja gesagt hatte, nicht

weg, aber entblößte ihre  
Zähne, eine Gebärde des  
Lachens, aber lautlos, und ich  
musste diese Zahnpracht  
anschauen, und sie musste das  
wissen, wie diese weiße  
Zahnpracht wirkte in diesem  
verwirkten Gesicht, Zähne wie  
eine junge Tigerkatze, auch  
wenn du nicht wusstest, ob  
junge Tigerkatzen andere  
Zähne haben als alte  
Tigerkatzen, das konntest du

auch gar nicht entscheiden, als  
du dieser Zahnpracht  
ausgesetzt warst, aber dass sie  
älter aussah, als sie war, dieser  
Unterschied drückte ein  
Schicksal aus, sie hatte etwas  
hinter sich, und dass sie das  
hinter sich hatte, ließ sie älter  
aussehen, als sie war, aber auch  
schöner, als sie als nichts als  
Jungschöne gewesen sein  
konnte, eine Würde hatte sie  
jetzt, nein, eine Schönheit für

immer, da konnte ich doch nichts anderes sagen als: Ich möchte Sie heiraten, und genau das, was ich jetzt hätte sagen müssen, genau das habe ich nicht sagen können, nicht sagen dürfen, weil ich keinen Standesamttermin anzubieten hatte, aber sie war doch schicksalsschön, und das machte sie unwiderstehlich, also blieb doch nichts anderes übrig als zu sagen, dass ich sie

heiraten möchte, aber eben dieses Verbot war in mich hineingepaukt worden, ich musste mich beherrschen, und das Sich-Beherrschen ist immer eine Fälschung der Gefühle, und davon wurde man müde, es wurde vorstellbar, dass man vom andauernden Zwang, seine Gefühle fälschen zu müssen, lebensmüde werden kann. Falsch! Ich wurde gar nicht müde. Unwach, das war, was

ich war. Unwach oder geduldig  
oder weltfremd. Das klingt eher  
so, als könne es erwünscht sein:  
weltfremd.

Die Farbige machte bisschen  
sauber. Zu ihr hätte ich den  
Satz nicht sagen können. Sie  
war nur jungschön, kein  
Schicksal. Noch kein Schicksal.

Aus dem Krankenhaus  
entlassen, musste ich gleich  
dichten:

Ich habe Lust auf Elegie  
ich will den Schmerz das  
Singen lehren  
und Tränen werden  
Perlenschmuck  
ich lass mich nicht erledigen  
bloß weil mir alles weh tut  
ich leide nicht für nichts und  
wieder nichts  
ich will den Schmerz das  
Singen lehren  
und tanzen mit gebrochnem  
Bein



den Schmerz mach ich zum  
Bariton

die Depression wird mein  
Tenor

und wenn die Qual mich  
schreien lässt

ruf ich da capo und Applaus  
sobald ich Papst bin, haben  
alle Pfarrer frei

und eine rote Blume blüht die  
ganze Nacht

ihr Duft ist meine Elegie

Es wird doch wohl auf dem  
Papier etwas anderes passieren  
dürfen als in der Wirklichkeit.

# 16

Bitte, wie stark musste ich sein, um mich so schwach nennen zu können! Ich war so weit gekommen, dass ich allem und allen zustimmen konnte. Ich erlebte diese Zustimmungsfähigkeit als eine Daseinskraft. Ich hatte nichts

auszusetzen an irgendwas oder irgendwem.

Sobald ich etwas nicht für richtig hielt, fiel mir auf, dass ich nicht wusste, wie man es besser machen könnte. Ich wollte nie mehr jemandem widersprechen.

Ich erlebte mich als eine blühende Wiese. Ich blühte vor der leeren, musterlosen Wand. Aus reiner Bewegung ließ ich einen Gott entspringen.

Feinde, Freunde, Gegner  
forderten mich zum Tanz auf.  
Gab es eine innigere  
Berührung als die eines  
Feindes, der dich  
niedermachen wollte! War ich  
durch irgendetwas der Welt  
deutlicher vorgestellt worden  
als durch den Hohn eines  
Feindes! Wodurch kannte man  
mich denn deutlicher als durch  
die nichts auslassende  
Niedertracht eines Feindes! Da

hagelte es Wörter!

Ich musste hoffen, die Feinde würden nicht aufhören, sich mit mir zu beschäftigen.

Interessierten sie sich nicht mehr für mich, bräche aus das Zeitalter der langen Weile.

Solang ihnen noch etwas einfiel gegen mich, erlebten sie sich und erlebte die Welt mich. Die Feinde und ich – wir waren ein Team. Zur Unterhaltung der Welt. Wehe, wenn dieses Team

verstummte! Es fielen ihnen über mich immer wieder Sätze ein, die dem Schweigen vorzuziehen waren.

Und die Freunde, denen es nicht um mich, sondern um sich selber ging! Konnte mehr gewünscht werden als eine solche Wirkung? Deine Freunde erlebten sich durch dich. Du warst ein Spiegel, in den sie schauten. Was sie für dich empfanden, das war der

Sturm der Selbstempfindung.  
Wenn sie dich schätzten,  
erlebten sie sich als  
Gefühlsinstanzen.

Es waren immer bestimmte  
Meinungen, denen ich meine  
Zustimmung nicht verweigern  
konnte. Nicht jeder Meinung  
unterwarfst du dich, nur der  
Meinung mit dem zwingenden  
Gestus. Der, der diese Meinung  
formulierte, war unangreifbar  
sicher in seiner Meinung. Diese



Selbstgewissheit war das, was dich bezwang. Es wäre borniert gewesen, selber nichts sicher zu wissen und dem, der etwas ganz sicher wusste, nicht zuzustimmen. Es waren immer Meinungen, in denen sich eine ganze Lebenshaltung ausdrückte. Wenn du da nicht zustimmtest, warst du das, was in dieser Meinung verurteilt wurde. Ein Nazi, ein Kapitalist usw. Durch Zustimmung konnte

man sich zugehörig fühlen zu den Tadellosen. Es waren die Tadellosen, die dich beherrschten. Durch ihre Tadellosigkeit.

Manchmal musste ich denken, dass es meine Schwäche war, die mich zu allem nicken ließ. Den Kopf zu schütteln, etwa als verneinende Gebärde, fühlte ich mich oft zu schwach. Nicken ging.

Meine durch Zustimmung

erworbene Zugehörigkeit machte mich mir selber nicht deutlich. Ich wusste von mir nur, was andere über mich gesagt haben. Das reichte nicht, mich zu lieben. Aber es reichte, mich zu befähigen, es anderen recht zu machen. Das erfahrend, fühlte ich mich reich. Mir unbekannt, aber reich. Mein mir Deutlichstes war mein Mund. Der hatte Bedürfnisse, die ich

unterstützte. Er sagte zum Beispiel Sätze, die er nicht anderen nachsagte. Er sagte Sätze, die nur er sagte. Die hörte ich, und meistens freute ich mich dann. So hörte ich ihn sagen, ich sei eine blühende Wiese. Also gut. War ich eine blühende Wiese. Ich liebte Sätze, die man nicht beweisen muss.

# 17

Die Dozentin, eine junge Frau mit mehr Haaren, als sie bändigen konnte, führte mich zum Pult und empfahl mich der Aufmerksamkeit der Zuhörer: Die Lautlehre. Was man darüber sagen kann.

Ich schlug den gelben

Aktendeckel auf. Die Dozentin saß schon wieder in der ersten Reihe und schaute zu mir herauf. Mich überkam ein Wahrheitsbedürfnis. Ich bat sie, noch einmal heraufzukommen, zu mir. Sie kam, zeigte, dass sie gespannt sei zu erfahren, warum ich, statt mit dem Vortrag zu beginnen, sie heraufgebeten hatte. Mir war aufgefallen, dass ich den falschen Aktendeckel

dabei hatte. Offenbar musste ich in einem anderen Aktendeckel ein Manuskript haben, das von der Lautlehre handelte.

Erinnern konnte ich mich jetzt nicht. Ich befand mich in keiner Verlegenheit.

Liebe Frau Dr. Speiser, sagte ich. Dass sie so hieß, wusste ich noch. Dann sagte ich: Ich bin eine blühende Wiese. Ob Sie nun die Augen schließen oder nicht, aber Sie geben zu, es

lohnt sich, sich eine blühende Wiese vorzustellen. Zu glauben genügt, Frau Doktor! Dann fragte ich, wie sie mit Vornamen heiße.

Annemarie.

Das sind zwei Namen, sagte ich, Anne und Marie. Soll ich Sie Anne nennen oder Marie. Der Umhang, den Sie anhaben. Schwarz, vielfach durchbrochen und reicht weit hinab. Darunter sind Sie,



entschuldigen Sie, bitte, rosa  
oder fleischfarben angezogen.  
Jeder wird denken, was ich  
denke. Sie hätten unter diese  
vielfache Durchbrochenheit  
nicht etwas Fleischfarbendes  
anziehen müssen. Dass Sie sich  
dabei nichts gedacht haben,  
glaube ich Ihnen nicht. Auch  
wenn Sie sich etwas anderes  
gedacht haben als ich und  
jedermann, Sie könnten dafür  
in die Hölle kommen! Und sei

es in die von Dante. Die literarische Hölle gibt es. Und darum gibt es auch den literarischen Himmel. Ich bin eine blühende Wiese. Das ist der literarische Himmel.

Und: Der liebe Gott ist ein Masseur mit Händen aus Musik.

Und: Ich bin ein Apfelbaum, der Birnen trägt.

Und: Alle Vögel singen, als wüssten sie Bescheid.

Die Dozentin lachte,

verneigte sich, wollte gehen.

Ich griff nach ihren Armen.  
Halt, rief ich. Endlich habe ich  
den Mut, die so genannte  
Wahrheit zu sagen. Ich möchte  
Sie heiraten. Für immer. Mit  
allem Drum und Dran.

Sie rief: Und wo bleibt die  
Lautlehre!

Und ich rief: Das ist die  
Lautlehre! Sie heißt: Es gibt  
nur einen Laut, den es sich  
lohnt zu lehren. Er heißt Liebe.

Jetzt applaudierten die Leute.  
Die Dozentin applaudierte ein  
bisschen. So, als imitiere sie.

Dann wollte sie wissen, ob  
dem Publikum Fragen erlaubt  
seien.

Ich zuckte mit den Schultern.

Darauf eröffnete sie die  
Diskussion. Es meldete sich  
niemand. In der letzten Reihe  
stand ein sehr junger Mann auf  
und pfiff grell, den  
Zweifingerpfiff. In der ersten

Reihe stand eine ältere Dame auf und sagte: Echt geil.

Von der Dozentin gleich keine Spur mehr. Ich war eben nur ein Datum in einem Veranstaltungskalender.

Ich sagte: Ich danke Ihnen. Und verließ das Podium.

Laut psalmodierend kam ich aus dem Saal. Mein Text bahnte mir deutlich den Weg ins Freie. Allerdings auch, weil ich ihn so laut sagte wie noch nie.

Mir geht es ein bisschen zu  
gut.

Zu träumen genügt.

Unfassbar sein wie die Wolke,  
die schwebt.

Ich hoffe mehr, als ich will.

Ich huste, also bin ich.

Ich bin eine blühende Wiese.

Der liebe Gott ist ein Masseur  
mit Händen aus Musik.

Ich bin ein Apfelbaum, der  
Birnen trägt.

Alle Vögel singen, als wüssten

sie Bescheid.

# 18

Länger als zehn Minuten konnte ich den Blick nicht weghalten von der Uhr. Nie waren, wenn ich wieder hinschauen musste, mehr als zehn Minuten vergangen. Ich fürchtete, dass die Abstände kleiner wurden. Ich hielt mich



mit aller Kraft ab, früher  
hinzuschauen. Wenn ich dann  
endlich nachgab, dachte ich:  
So, jetzt sind eher dreizehn  
oder fünfzehn Minuten vorbei  
als zehn. Aber dann waren es  
gerade wieder zehn. Ich  
fürchtete, ich würde diesen  
Abstand nicht mehr lange  
schaffen. Dann würde er sich  
rasch verkleinern, dann würde  
ich schnell so weit sein, dass ich  
gar nicht mehr wegschauen

könnte. Dann würde ich sitzen und ununterbrochen auf die Uhr schauen. Eine Peitsche wünschte ich mir, mit der man hätte Gedanken antreiben können, schneller zu gehen. Andauernd wollten sie stehen bleiben und starren auf den wundesten Punkt, der dadurch noch wunder wurde. Ich musste mich wehren. Mit Wörtern. Ich sagte der Uhr ins Gesicht: Die Sekunden bluten,

die Minuten weinen, die  
Stunden eitern, die Tage  
kotzen, die Wochen schwitzen,  
die Monate spucken, die Jahre  
schreiben Geschichte. Und im  
Wind der Geschichte sind die  
toten Stämme lauter als die  
lebendigen.

# 19

Die Frau hieß Sowieso, der Mann Erstrecht. Sie hatte mehr Haare als nötig. Er weniger als gut. Sie waren zwei, die eins werden wollten. Ohne Nähe war nichts.

Sie redeten einander zuliebe. Jeder sagte, was der andere

hören wollte. Jeder verschwieg, was die Nähe stören konnte. Jeder wusste, dass der andere mehr dachte, als er sagte. Jeder wollte vom anderen alles erfahren. Er von ihr. Sie von ihm. Aber sie konnte nicht alles sagen, was ihr durch den Kopf ging. Und das sagte sie ihm. Von da an merkte er, dass er auch nicht mehr alles sagen konnte. In beiden bildete sich ein Samisdat. Sie weiß, sagte

sie, warum sie nicht alles sagen könne. Er, der das nicht für möglich gehalten hatte, merkte, dass sich in ihm auch etwas bildete, was er nicht sagen konnte. Über das, was sie einander nicht sagen konnten, war nicht zu sprechen. Da sie die Wahrheit nicht sagen konnten, war alles, was sie einander sagten, der Lüge verwandt. Es war eine, moralisch gesehen,

einwandfreie Lüge. Es wurde nichts erlogen. Es fand eine Auswahl statt. Nur das, was die Nähe steigerte, wurde gesagt. Die Nähe wurde eine Art Kunstprodukt. Die Nähe wurde immer schöner. Und je schöner, umso weniger wahr. Deshalb war, was schön war, zum Schein schön. Wenn das Schöne auch wahr gewesen wäre, gäbe es Glück. Aber weil das Wahre ein Bedürfnis, aber

keine Realität war, blieb das Schöne unwahr und war als solches unschön. Es hässlich zu nennen hieße, moralistisch sein. Das ist normal. Wer darüber hinaus glaubte, einen Anspruch zu haben, musste lernen, unglücklich zu sein.



## 20

Wenn dir die Kunst der Fuge nicht hilft, dann ist dir nicht zu helfen. Sagte sie.

Zum Glück verstand ich noch alles.

Ich wusste, ich kann nur denen glauben, die mich belügen. Das heißt, die mir

zuliebe die Unwahrheit sagten.  
Durch Lügen kommt so viel  
Wahrheit in die Welt wie durch  
Wahrheit. Ich wollte endlich  
beitragen zum Ruhm der  
Unwahrheit. Die Unwahrheit ist  
die Kunst der Fuge als  
Sprache. Eisig, das heißt  
erstarrt, das heißt  
bewegungslos wird es erst,  
wenn niemand mehr daran  
interessiert ist, dir zuliebe die  
Unwahrheit aufzuzäumen.

Wenn du nicht mehr fähig bist,  
mit der Unwahrheit zu leben,  
dann fehlt dir die Kraft, ohne  
die nicht gelebt werden kann.  
Wenn du selber nur noch die  
Wahrheit sagen kannst, bist du  
unter Menschen nicht mehr  
möglich.

# 21

Es war ein Morgen im Frühling.  
Ein Versprechen ringsum. Ich  
verstand die Sprache der  
Vögel. Das Winken der Zweige  
galt mir. Und die Bäche  
schwätzten mit silbernen  
Zungen. Die Blumen sagten  
ihren Namen wie zum ersten

Mal. Blumenamen merkte ich mir. Gegen den schwarzen Schlund. Der hat keinen Namen. Ein Gesicht, gefräßig, gierig, grell. Gemein. Mich kriegte er nicht, solange ich Wörter hatte. Die Verstummt hat er gekriegt. Mein Mund war eine gute Wehr. Wörter, ein glitzerndes Gut. Ich musste nicht sehen, was ich sagte. Woher mein Mund hatte, was er sagte, musste ich nicht wissen.

Von früher vielleicht. Der schwarze Schlund war von heute. Er schluckte und schluckte, und was er schluckte, gab es nicht mehr. Meinen Mund und mich kriegte er nicht. Die Wörter waren unsere Wehr.

Es gab die Frau nicht, von der ich sagte, sie tritt ein und redet so schnell, weil ich sagte, sie rede so schnell. Ich glaubte, ich müsse ihr einen Text geben.

Also ließ ich sie sagen: Wenn  
dir die Kunst der Fuge nicht  
hilft, dann ist dir nicht zu  
helfen. Ich bin dein Geschöpf,  
von dem du erwartest, dass es  
mehr ist als dein Geschöpf.

Wenn mir etwas zu deinen  
Gunsten einfällt, ist es nicht von  
mir, sondern von dir. Und du  
willst mich unvorstellbar.

Unvorstellbar schön!

Sag mir, was ich anhabe.

Grelles Zeug.

Grelles Zeug zieh ich nicht  
an.

Ich liebe dich dafür, dass du  
das sagst.

Zieh mir was anderes an.

Und wenn ich dich lieber  
ausziehe?

Bin ich weg.

Adieu.



## 22

Und die Welt war voller Witwen. Jede wollte, dass ich mit ihr über ihren toten Mann spräche. Für jede war ich der Einzige, mit dem sie noch über ihren toten Mann sprechen konnte. Sie belagerten mein Haus. Wenn ich vor die Tür

kam, fielen sie über mich her, mich zu zerreißen, weil mich keine der anderen gönnte. So wurde mir schon wieder ein Lebenssinn zugewiesen. Ich musste verständlich machen, dass ich nur einer nach der anderen entsprechen konnte. Sie müssten sich einem Nacheinander fügen. Es würde jede drankommen. Ich wusste über jeden dieser toten Männer mehr, als sie wissen wollten. Ich

würde aber nur das sagen, was jede gerne hören will. Wie immer. Und was jede hören will, war mir bekannt. Die Unwahrheit! Die Kunst der Fuge mit Wörtern.

Ich lebte im Paradies. Wahrscheinlich hat das Paradies die Welt erobert. Jetzt strotzte die Welt von Verabredungen. Überall stand das Glück bevor. Und alle hatten die Begabung, alles

schön aussehen zu lassen. Die Kunst der Fuge bzw. die Fähigkeit, mit der Unwahrheit ein Glückskunstwerk zu schaffen, das ist die menschliche Fähigkeit überhaupt. Keine ist edler und menschenfreundlicher als sie. Mir tat das gut, wenn ich, der immer glaubte, für die Glücksvermehrung zuständig zu sein, gar nicht mehr nötig war. Ich hatte frei.

Und schon stürmten Wörter  
auf mich ein, als hätten sie lang  
darauf gewartet. Allen voran:  
Gewissheit. Wie soll es in einer  
Wörterwelt Freiheit geben, in  
der es Gewissheit gibt. Dass ich  
nicht an Freiheit zu glauben  
vermochte, musste nicht gleich  
mit Gewissheit bestraft werden.  
Ich wollte in ein Land  
auswandern, in dem es  
Gewissheit nicht gab.

Ich war darauf angewiesen,

so zu tun, als wüsste ich nicht,  
wohin der nächste Schritt  
führte. Notwendigkeit ist alles.  
Gewissheit ist genau das, was  
ein Wort nicht sein darf: Es ist  
ein Wort als Zwangsjacke.

Für Eindeutigkeit haben wir  
Instrumente. Wörter sind  
Spürbarkeiten. Wörter kamen  
als zwei Herren bergab auf  
mich zu. Ein Rundlicher und  
ein Langer. Sie stolperten,  
ohne zu fallen. Sie machten aus

dem Stolpern eine Art Tanz. Sie zeigten mir, was alles man aus Stolpern machen kann. Sie waren von nichts so überzeugt wie von sich selbst. Deshalb ihre riskanten Bewegungen. Deshalb die Wirkung: Sie konnten sich so exzentrisch bewegen, wie sie wollten, ihnen konnte nichts passieren.

Je näher sie mir kamen, umso deutlicher wurde, dass sie nicht zu mir kommen wollten. Als sie

nah waren, waren sie auch schon an mir vorbei.

So viele Silben flatterten herum und wollten mich verführen, daraus Wörter zu machen. Wörter, meine Wehr und Waffen. Aber es sollte sich, bitte, nichts mehr daraus ergeben. Keine Vorstellbarkeit.

Ich konnte auftreten lassen zwei Frauen, die tun mussten, als seien sie von selbst entstanden. Sie räkelten sich,



dehnten sich weit über Berg und Tal. Sie wussten nichts von ihren Beinen, aber ihre Beine wussten alles von ihnen.

Vor dem Spiegel waren sie absolut konzentriert. Auf sich als Vollkommenheit. Es gab kein Wofür. Alles, was sie taten und waren, war an sich schön, war a priori schön, war transzendental schön. Beide stammten aus keiner Erfahrung.

Sie waren die Musik ohne Thema. Also Musik an sich oder schlechthin. Ihnen glückte alles. Sie bewegten sich, ohne zu prüfen, wie sie wirkten. Das hatte ich gerade noch geschafft: zwei Frauen in jeder Entfaltung und ohne Tendenz. Ein nicht beherrschbares Bedürfnis, solche Frauen erscheinen zu lassen. Dann die Sehnsucht nach ihnen! Sie waren das zu sich gekommene

Wünschen. Also die  
Unerfüllbarkeit schlechthin.  
Und es gab Träume. Ein  
hausgroßer Frauenschuh, über  
und über bunt, taumelte vom  
Himmel und fiel hinter einem  
Berg zur Erde, sodass ich ihn  
nicht auftreffen sah. Er war  
gigantisch und trotzdem schön.  
Aufgewacht war ich nur ein  
Armseliger. Das Leben eine  
Strafarbeit!

Ich leide, also bin ich.

## 23

Zu viel Reisen bringt es mit sich, dass man nicht in jedem Augenblick sagen kann, wo man sich befindet. Im Zug war das leicht. Entweder Wagen 12 oder 14. Und wie immer im Großraum. Ziemlich voll. An meinem reservierten Platz 41

saß schon wer. Ich blieb stehen, um den, der da saß, so höflich wie möglich wissen zu lassen, dass er auf dem falschen Platz sitze. Er rührte sich nicht. Jetzt sah ich deutlich hin. Und zuckte zusammen wie von einem elektrischen Schlag getroffen. Der da saß, hatte vor ein paar Jahren gegen mich agiert. Und war kurz darauf gestorben. Ich musste mich damals richtig

zusammenreißen, um diese  
Todesnachricht nicht mit  
Wohlgefallen zur Kenntnis zu  
nehmen. Und jetzt saß der auf  
dem für mich reservierten  
Platz 41. Und tat, als sei ich gar  
nicht da. Ich sah mich sofort  
nach einem freien Platz um.  
Ansprüche dieser Art pflege ich  
nicht zu vertreten. Aber was  
sah ich dann! Alle Plätze belegt.  
Und auf allen Plätzen  
Zeitgenossen, die ich kannte,

die aber gestorben waren. Da wurde mir klar, wo ich war.

Woran ich gestorben war, fiel mir nicht ein. Und alle diese Zeitgenossen hatten, als sie noch lebten, gegen mich gewirkt. Sie hatten mir das Leben schwergemacht. Als Vermieter, als Anwälte, als Kollegen, als Politiker, als entfernte Verwandte, als Nachbarn ... Eine Schaffnerin kam, wollte aber keine

Fahrkarte kontrollieren. Ich weiß Bescheid, sagte sie.

Bleiben Sie ruhig stehen, der nächste Platz, der frei wird, ist für Sie. Ich stand. Unmessbar lang. Aber anstrengungslos.

Und plötzlich, wie auf ein Kommando, fingen alle an zu sprechen. Da alle gleichzeitig redeten, war nichts sofort zu verstehen. Ich glaubte, in dem Gerede komme mein Name vor. Und was sie sagten, war mir



bekannt. Sie sagten, was sie, als sie noch lebten, gegen mich gesagt hatten. Trotz dieses Rededurcheinanders verstand ich allmählich alles, was sie sagten.

Jeden schien, was er sagte, anzustrengen. Jedes Wort bereitete ihm Schmerzen. Er musste aber, auch wenn er fast daran erstickte, gegen mich aussagen. Und ich musste alles, was je gegen mich gesagt oder

geschrieben wurde, in endloser Wiederholung anhören.

Allmählich wurde klar, dass das, was da geschah, kein Ende haben konnte. Ich war schuld an dem Schmerz, den jeder bei jedem Wort, das er gegen mich sagen musste, erlitt. Ich schrie laut auf. Aber ich brachte keinen Ton heraus. Es war dies deutlich eine Wiederholung dessen, was zu meinen Lebzeiten andauernd vor sich

ging. Das Rededurcheinander war ein einziger scharf gleißender, unwidersprechbar überzeugender Text, dem ich schon dadurch, dass ich ihn verstand, zustimmte. Und ich verstand den Text, weil der Inhalt erhaben deutlich war: Alles, was ich je gedacht, gesagt, geschrieben, getan oder nicht getan hatte, war ein unanständig mieser Versuch, besser wegzukommen, als mir

zustand. Das war der Text.

Allmählich war aus dem Rededurcheinander ein eherner Chor geworden, der aus meinem Lebenslauf das Schmierenspektakel machte, das er war. Ich merkte, dass von mir verlangt werden konnte, mich dazu zu verhalten. Und ich merkte, dass ich mich schon verhielt. Und ich merkte, dass ich durch mein Verhalten genau das praktizierte, was mir

als mein lebenslanges,  
dreckiges Getrickse  
vordekammiert wurde. Ich  
nickte, klatschte, trotzte und  
protzte in allen Variationen der  
Selbstpreisgabe, die mir  
erdenklich waren. Und eben  
dadurch, durch diese  
rücksichtslose Selbstpreisgabe,  
wollte ich mich bei allen hier  
dröhnenden Instanzen einfach  
anwanzen. Auf einmal auch  
noch weibliche Stimmen.

Erst jetzt sah ich, dass da, wo die Gepäckstücke aufbewahrt werden sollten, Frauen lagen. Eine nach der anderen. Sie schienen sich nicht wohl zu fühlen. Auf jeden Fall wanden und drehten und krümmten sie sich, als sei, worauf sie lagen, glühend heiß oder stachelig. Und alle zeigten, dass ich schuld war an ihren Qualen.

Was sie von sich gaben, verstand ich. Es war ein

einzigster Satz, zu dem jede ein  
Wort oder auch nur ein halbes  
Wort beisteuerte. Aus allen  
grelle schmerzschreien  
Lauten entstand und blieb der  
Satz, dass sie erlöst wären,  
wenn ich sofort sagte, wie diese  
an der Wagenwand entlang  
über alle Sitze hinweg  
führende Fläche hieß, auf der  
die Gepäckstücke mitgeführt  
werden konnten. Die von der  
Bahn vorgesehene

Bezeichnung! Gepäcknetz,  
sagte ich wie in großer Not.  
Und sofort von den unten  
Sitzenden ein Chor: Das war  
einmal. Tatsächlich konnte, was  
jetzt da starr und stark auf  
Gepäckstücke wartete, nicht  
Netz genannt werden. Also,  
also, also!

Die Frauenstimmen gingen in  
ein reines Geheul über. Sie  
erwarteten nichts mehr von  
mir! Die Männer produzierten



weiter ihr Durcheinander, das Wort für Wort verständlich war und alles sagte, was je gegen mich gesagt werden konnte.

Ich verstand, dass es genau darum ging: Mir wird, was gegen mich gesagt werden muss, unter Qualen gesagt. Und das bis in alle Ewigkeit. Jetzt wusste ich, wo ich war. Die Schaffnerin sagte mir ins Ohr: Salon der Wahrheit. Und zeigte zu den Frauen hinauf

und sagte: Gepäckablage. Ich sagte es nach. Die Frauen schienen erlöst zu sein. Die Männer aber nicht. Die würgten und würgten gegen mich hervor, was ich lebenslang verheimlicht hatte.

Ich rannte davon. Die Schaffnerin rief mir nach: Du verlierst mehr, als du gehabt hast! Und ich entkam doch.

Mir geht es ein bisschen zu gut.

# 24

Das hatte ich nicht bedacht, als ich die leere, musterlose Wand ihren Reiz entfalten ließ, dass ich abhängig werden könnte von der Leere und Musterlosigkeit.

Abhängigkeit deformiert.

Ich musste unabhängig

werden.

Von mir.

## 25

Dann saß eine am Tisch, die war fast nicht mehr schlank und doch noch schlank und hatte wirklich zu große Brüste, die kein bisschen zu groß waren. Bei diesen Brüsten bleiben. Um Asyl bitten. Aber er stand dann einfach auf und ging hinauf in

das Zimmer, das ihm zugewiesen war. Er fiel in einen leeren Sessel. Schließlich klopfte es. Er sprang auf, war an der Tür. Es war sie. Und reichte ihm seinen Schal. Den habe er vergessen. Und das sei doch ein ebenso schöner wie kostbarer Schal. Sie habe in ihrem Geschäft nie einen so kostbar schönen Schal gehabt. Da hatte sie den Schal schon ihm gegeben. Er hatte den

Schal schon genommen.

Es sind die Farben Ihrer Bluse, sagte er. Rot-grün-schwarz.

Ja, aber bei mir in wilder Bewegung, bei Ihnen schön neben einander verlaufend.

Und er: Bei ihm triumphiere keine Farbe über eine andere, während bei ihr das Rot die anderen Farben besiege. Schon weil alles, was in ihrer Bluse rot sei, in runden Wülsten

erscheine und Grün und Schwarz nur die Fläche bildeten für die roten runden Ausbrüche.

Sie schaute erstaunt. Auch an sich hinunter. Sie tat, als habe sie, was er sagte, noch gar nicht bemerkt.

Er hätte jetzt gern gesagt, dass der runde Ausschnitt ihrer Bluse und eine ebenso zarte wie scharfe Schattenlinie auf ihre Brüste neugierig mache.



Und das umso mehr, als in  
ihrem Ausschnitt ein  
mehrstufiges Gehänge prangte,  
gehalten von einer zarten  
goldenen Kette. Und an den  
Fingern und Ohren ein diesem  
Ausschnittsaltar  
entsprechendes Leuchten in  
Blassblau. Das hing ja nicht, das  
lag auf der zur Brust  
ansteigenden Blöße. Lag zum  
Nicht-mehr-Wegschauen. Und  
war zu fein. Passte nicht zu ihr.

Das ist ihr von einem Mann  
hineininszeniert worden. Das  
macht sie zum Opfertier!

So raste es in mehr als  
Lichtgeschwindigkeit in ihm  
herum. Sie stand ja schon zum  
Weggang bereit und sagte auch  
schon, dass sie ihm eine gute  
Nacht wünsche. Danke,  
gleichfalls. Mehr brachte er  
nicht heraus. Dann war sie weg.  
Er zurück in den Sessel.  
Morgen Termine. Eine

Hotelnacht wie immer.

Allerdings unterblieb, was sonst dazugehörte: der Anruf daheim. Er würde es seiner Frau morgen mit Kopfweg erklären.

Im Gerichtssaal erklärte er dann, der Portier habe ihm gesagt, welche Dame nach seiner Zimmernummer gefragt habe. Die habe auf sein Klopfen nicht sofort reagiert, aber dann eben doch. Sie habe einen

Bademantel angehabt. Und wie sich dann herausstellte, unter dem Bademantel nichts. Aber davor noch: die Geschichte. Ihre Geschichte. Weil sie dann doch einen Schluck und mehr als einen Schluck mit einander tranken. Und sie redete, als müsse sie endlich reden. Sie heißt Liese Herbst und ist aus Niederlinddorf. Ist verabredet mit ihrem Mann bzw. Exmann. In diesem Hotel. Er kam nicht.

Schon das dritte Mal, dass er nicht kommt. Er verabredet sich mit ihr nur, um sie daran zu hindern, dass sie ihn anzeigt. Er lebt jetzt hier in München, hat ihr Konto geplündert, ist dann abgehauen, zu einer Zweiundzwanzigjährigen, die glaubt, mit ihm einen guten Fang getan zu haben. Liese Herbst ist jetzt mittellos. Ihr Geschäft in Niederlinddorf ist

bankrott. Sie hat, seit der Mann weg ist, alles zerfallen lassen.

Der Staatsanwalt wollte wissen, wie es zu der Tat gekommen sei.

Sie haben alles getrunken, was die Minibar bot. Wein, Schnaps, Bier. Sie mehr als er. Er habe dann noch eine Flasche Moët & Chandon servieren lassen. Dann sei ihr schlecht geworden. Sie habe sich übergeben. Im Bett. Er habe

ihr helfen wollen. Daran sei sie erstickt.

Ihr Gesicht, eigentlich ein schönes Gesicht, sei gezeichnet gewesen von Trauer und Erbitterung. Eine Karikatur der Verzweiflung. Ein zu Herzen gehender Vorwurf. Erlösung, habe er gedacht. Wenn irgendwo, dann tut hier Erlösung not. Eine Nacht gegen alles, was sie erlebt hatte. Vielleicht sogar eine

Nacht, die aufwiege, was er schon hinter sich hatte. Eine Nacht in historischer Mission! Ein Zweifel an der Einmaligkeit dieser Nacht war nicht möglich. Und solange sie tranken, durfte er hoffen. Sie lachte nach jedem Schluck. Fast nach jedem Satz. Und sie sagte Sätze, die er noch nie von einer Frau gehört hatte. Von seiner Frau keinesfalls. Diese Frau aber konnte nur noch solche



Sätze sagen, auf die ein Mann,  
glaube er, ein Leben lang  
wartet. Vergeblich wartet. Und  
diese Sätze seien es gewesen,  
die ihn überhaupt zum  
Mitmachen gebracht hätten.  
Nicht nur zum Mitmachen, er  
wollte sie überbieten. Es wurde  
ein Wettkampf, wer kann noch  
wüster, noch gemeiner, noch  
ordinärer, noch unanständiger  
reden als der andere. Was sie  
taten, war, verglichen mit ihrer

Rederei, lächerlich. Und dann  
ihr Zusammenbruch. Ein nicht  
mehr aufhörendes Erbrechen.  
Und seine Hilfe. Dann ihr Tod.

Er wurde freigesprochen.

Seine Frau, die er mit so viel  
Sorgfalt wie Mühe hatte  
überzeugen können, dass es  
sich nicht lohne, dieser  
Gerichtsverhandlung  
beizuwohnen, sie begnügte sich  
dann damit, wieder einmal zu  
sagen: Du siehst, wo du

hinkommst mit deinem ewigen  
Mitleid.

## 26

Manchmal musste ich etwas mitteilen, was, wenn es nicht neu war, doch neu wirkte. Auf mich. Mir war es neu. Mir kam es neu vor.

Immer diese Mühe der Selbstverkleinerung. Immer die Angst, ich könnte für kühn oder

anmaßend oder angeberisch gehalten werden. Oft wusste ich, wenn ich vor Selbstverkleinerungsmühe erschöpft war, nicht mehr, was überhaupt der Anlass der Selbstverkleinerung gewesen war.

Ich versuche also zu sagen, dass das, was ich jetzt mitteilen möchte, neu ist. Wenigstens für mich. Und merke gleich, dass ich diese Vorsicht gar nicht

gestehen müsste. Wenn, was ich mitteilen will, neu ist, dann wird es jeder, der lesen kann, als neu erleben. Wenn es nicht neu ist, dann wird das auch jeder Leser selber sehen, egal, wie ich formuliere.

Kann ich jetzt endlich mitteilen, was noch nie jemand mitgeteilt hat? Soweit ich weiß. Also.

Ich konnte etwas suchen, ohne dass ich wusste, was ich

suche. Das ist, glaube ich, wert,  
mitgeteilt zu werden. Ich  
suchte überall. Schubladen,  
Schränke, Regale. Da ich nicht  
wusste, was ich suche, konnte  
es überall sein. Ich wurde nicht  
sofort unruhig oder hastig oder  
panisch oder cholerisch, wenn  
ich, was ich suchte, nicht fand.  
Das war überhaupt das  
Besondere meines Suchens.  
Meine Nerven schienen nicht  
beteiligt zu sein. Da ich nicht

zum ersten Mal suchte, ohne zu wissen, was ich suche, war ich darauf vorbereitet, lange zu suchen, ohne das zu finden, von dem ich nicht wusste, dass ich es suchte. Und das Wichtigste, alles Entscheidende: Ich habe durch diese Art des Suchens immer wieder etwas gefunden, etwas Überraschendes. Immer etwas, nach dem ich nie hätte suchen können, weil ich gar nicht mehr wusste, dass ich es



hatte. Die Freude war jedes Mal groß. Zum Glück hatte ich wieder einmal gesucht, ohne zu wissen, was ich suche. Es gehörte offenbar schon eine Art Urvertrauen dazu, stundenlang oder tagelang oder wochenlang zu suchen, ohne zu wissen, was man sucht. Entsprechend groß war dann die Freude, wenn man etwas gefunden hatte, was man nicht hat suchen können, weil man nicht mehr wusste,

dass man es hat. Was man so  
fand, darf man  
Glücksgegenstände nennen.

Und dieses Suchen nach  
nichts darf heißen:

Ich suche, also bin ich.

## 27

Auch ich wäre gern gut gewesen. Ich wusste, was mir fehlte zum Gutsein, Wahrsein, Schönsein. Solange du nicht gut sein konntest, wurde alles zum Ersatz. Auch das Geständnis. Dann doch gleich noch ein Geständnis: Man kann

darunter leiden, dass man keine Gelegenheit hat, auch einmal böse zu sein. Ich wollte böser sein, als sie mich machten. Dazu gehört Macht. Die hatte ich nie.

Man kann die Armut nicht umarmen.

Die Leere dröhnt, die Armut geht spazieren. Hüpf höher, liebe Depression! Weltrekorde sind geil auf dich. Dich siedet die Sehnsucht.

Du sehntest dich nach etwas,  
nach dem du dich hättest  
sehnen können. Deine  
Sehnsucht hatte kein Ziel  
mehr. Gegenstandslos, war sie  
nur sie selbst. Aber so  
schmerzlich wie immer. Der  
Stein, den ich gewälzt habe,  
war ich selbst.

Ausgesetzt auf den Spitzen  
meiner selbst.

Nichts, was ich erlitt,  
stammte nicht von mir.

Unwillens voll, gespornt vom  
Überdruß, von mir gelähmt,  
ein Drang nach nichts.

Trotz aller Maßnahmen war ich nicht Herr meiner selbst.

Gewisse Gedanken hätte ich gern gemieden. Das gelang nicht. Wenn ich das und das dachte, denken musste, war ich nachher wund. Nicht zu genügen tat weh. Das zu

empfinden war ich offenbar talentiert. Ich war ungeeignet, wofür ich ganz und gar geeignet sein wollte. Und fand mich immer mit diesem Ungeeignetsein beschäftigt.

Das Wort Unglück habe ich abgelehnt. Das sei ein Wort für den Wetterbericht. Ein Wort für die Gefühlsverwaltung.

Es gab immer einen Menschen, durch den ich erlebte, dass ich nicht genügte.



Und wenn ich so tat, als sei das eine brauchbare Redensart: Es gab immer ... usw., dann war das ein Versuch, mir vorzumachen, mein Nichtgenügen durch eine Reihung von Ähnlichem seiner Schärfe zu berauben. Nichts war unmöglicher, als mein Ungenügen durch Vergleiche zu entschärfen. Es war immer so schlimm, wie es noch nie war. Mein Ungenügen war ein

Magnetfels, der mein Schiff aus seinem Kurs riss, dass es an einem Felsen zerbreche.

Es gibt kein Bild, das die Anziehungskraft dieses Denkwangs ausdrücken kann. Weil du dir selber nie genug warst, musstest du anderen genügen, auch wenn an deinem Ungenügen kein Zweifel mehr möglich war. Den Dreck, in dem du lagst, scheutest du nicht, aber die Blicke der

Vorübergehenden. Sie gingen zum Glück vorüber, aber das Herabschauen und Murmeln konnten sie nicht lassen.

Hilft es, daran zu denken, dass es mehrere Menschen waren, denen du nicht genügtest? Und: dass du das als Machtausübung erlebtest? Sie hatten die Macht, dich erleben zu lassen, dass du ihrem Anspruch nicht genügtest. Aber atemraubend

war nur der Anspruch eines  
einzigen Menschen. Den es  
immer gab. Du versuchtest,  
deine Gefühle zu fälschen, sie  
so sehr zu fälschen, dass du  
nicht mehr der warst, der  
immer nicht genügte. Du  
musstest einfach der sein, der  
du nicht warst. Das war  
unmöglich. Aber ich konnte  
nicht leben ohne das  
Unmögliche. Ich war ein  
steuerlos treibendes Schiff, hin

und her geworfen von Stürmen  
jeder Art. Ich habe mich  
treiben lassen müssen auf dem  
Ozean namens Unmöglichkeit.  
Was sich in meiner Leere  
ausdrückte, war ein auf  
Hochtouren laufendes Nichts.  
Ich kam mir vor wie ein  
gelöstes Rätsel.  
Herausgekommen ist  
Unmöglichkeit.

Ich bin unmöglich, also bin  
ich.

## 29

Sprechen ging nicht. Sie fuhr ja so schnell, weil ich diesen Termin hatte in Rotterdam, beim Internationalen Gerichtshof. Das Auto war viel zu klein für dieses Tempo. Immer wieder riss sie in letzter Sekunde das Auto zurück in die

Straßenmitte. Sprachlehrerin  
in Amsterdam. Eine  
Vorarlbergerin. Und schon  
stand ich allein im leeren Saal.  
Dann zog doch noch das Hohe  
Gericht ein. Richterinnen. Kein  
Richter. Mehrere an Krücken.  
Die Vorsitzende gab ihre  
Krücken einem Diener. Dann  
las sie. Das Urteil einstimmig:  
Unschuldig schuldig. Ein Knall.  
Ein Gewitter. Ich erwachte.  
Dachte noch, wie finde ich jetzt

die Vorarlbergerin. Merkte: Es war ein Traum. Unschuldig schuldig. Ich hatte mir angewöhnt, Träume nicht in die Tagessprache zu übertragen. Bei diesem Traum fiel mir das schwer.



# 30

Ich hatte Angst. Vor Krebs. Vor Zungenkrebs. Die Nachricht: Nikolaus Riederle ist gestorben. Zungenkrebs. Der mildeste Mann, den ich kannte. Wenn man die Möbel wahrnimmt, die er machte, fangen sie an zu erzählen.

Meister Riederle hat immer bestimmt, wann die Stämme, die er braucht, gefällt werden. Es kam auf den Mond an und auf die Sterne. Auf seinem überdachten Holzplatz ließ er den Hölzern Zeit, bereit zu werden für das, was er mit ihnen vorhatte. Ob Kirsche, Birne, Buche oder Fichte, er verstand alle Baumsprachen. Ob ein Holz Kommode oder Tisch oder Schrank werden

wollte, er verstand, was fällig war. Die Geduld der Bäume, sagte er immer, der muss man sich fügen. Dann Zungenkrebs. Der Unterkiefer wurde mit einem Knochen aus dem Oberschenkel ersetzt. Dann starb er. Aber während er starb, lag seine Katze in seiner Mütze und gebar vier Junge. Bello, sein Deutsch Kurzhaar, wich nicht von seinem Bett. Der Tierarzt hatte die Spritze in der

Hand, Bello biss ihn. Bello musste erschossen werden.

Seine Lehrlinge lieben ihn. Seine Möbel leuchten. Wenn man den Teufel zulässt, kann man sagen: Meister Riederle starb an Zungenkrebs, weil er mit dieser Zunge immer nur die Wahrheit sagte.

# 31

Obwohl ich vorsichtig sein wollte mit Wörtern, um nicht im philosophischen Schlendrian zu enden, erwartete ich noch etwas von der Sprache. Ich wehrte mich gegen diese Erwartung. Ich wollte mir entsprechen, nicht der

Sprache. Wo mein Blick  
hingerät, bleibt er. Ich wollte  
mich nicht an der Sprache  
rächen, wollte nicht Wörter  
streichen, die mein Leben  
bestimmt hatten, zum Beispiel  
WARTEN, GEDULD, ZEIT usw.  
Ich hatte meinen Frieden  
gemacht mit dem  
Sprachschlendrian. Ich war  
gegen nichts mehr. Auch wenn  
es noch Momente der  
Versuchung gab. Sie waren um

mich herum wie Blumen, deren Namen ich nicht wusste. Und, so unabgelenkt, wie ich jetzt war, nicht wissen wollte. Was jetzt war, hatte so wenig mit dem früheren Leben zu tun, dass ich das Tätigkeitswort LEBEN nicht mehr brauchte. Zu sein genügte. AUFHÖREN bot sich an. Ich lehnte es ab. Ich gründete für Wörter, von denen ich mich nicht mehr zu etwas verführen lassen wollte,

ein Quartier, das ich  
Fremdenlegion nannte. Auch  
SEHNEN gehörte dahin.  
Dieses ewige Sich-Sehnen! Nie  
sein, wo ich war. Immer dort  
sein wollen, wo ich nicht war  
und nicht sein konnte. Ich  
musste solche Wörter endlich  
auswandern lassen aus mir. In  
mir wuchs Raum. Wuchs ein  
Baum voller Erlösungsfrüchte.  
Ich fühlte ... mich! Je mehr ich  
von Wörtern erwartet hatte,



desto weniger haben sie mir  
gegeben. Erlösung! Auch das  
noch! Ein Fremdwort! Aus  
welcher Sprache stammt es?  
Ich verstand dieses Wort nicht.  
Nicht mehr. Ich wusste nicht  
einmal mehr, ob ich es je  
verstanden hatte und was es,  
wenn ich es verstanden haben  
sollte, bedeutete. Aufdringlich  
der Alt-Text. Erlöse uns von  
allen Übeln. Amen. Aber wie,  
bitte, was? Durfte es Wörter

geben, die nichts sagen? War das überhaupt ihre Funktion, nichts zu sagen? Uns etwas vorzumachen? Und uns genügte es dann, dass wir statt etwas ein Wort haben? Ich wollte mich weigern. Ich wollte dieses Wort exportieren. Fortschicken in die Fremdenlegion für Wörter, deren Wirkung ich nicht mehr ausgesetzt sein wollte. Ein Fehler damals: Es hätte genügt,

die Wörter aus dem Paradies zu  
vertreiben zur  
Wiederherstellung desselben.

Vorlaut, wie er oft war, war ihm  
irgendwo der Satz entfahren:  
Nur die unfreiwillige  
Einsamkeit zählt. Und schon  
war er Kurator einer  
Ausstellung mit dem pompösen  
Titel *Einsamkeit, eine  
europäische Erfindung*. Dann

musste er auch noch einen animierenden Flyer schreiben. Und schrieb:

*Dass du allein bist, kannst nur du dir sagen. Außer dir weiß es niemand. Das ist des Alleinseins Eigenheit. Dir ist alles gleich, außer dass du allein bist. Zu beklagen ist nichts. Beweinen erlaubt. Alles ist dem, der allein ist, erlaubt. Freier kann keiner sein. Er kann tun, was er will. Tut aber*

*nur, was ihm guttut. Was tut  
dem, der allein ist, gut? Das  
muss erforscht werden. Es ist,  
als hätte der, der allein ist,  
keine Ohren. Musik fällt aus.  
Die Augen sind dir  
ausgestochen vom Alleinsein.  
Nichts in Sicht. Schön, schöner,  
allein sein! Also wahnsinnig  
werden vor Glück.*

Aber so notierte er für sich:  
Das Alleinsein ist ein  
Herumschauen und

Sichfestsaugen und Abgleiten,  
ein Zubodengehen, ein vor  
Nichtbemerktwerden jähes  
Zergehen. Es gibt keine die  
Lebensfähigkeit  
einschränkendere Bedingung  
als Einsamkeit! Einsamkeit ist  
Ideologie.

Es genügt, allein zu sein.  
Wende dich an keinen. Bleib in  
der Zeile, die du schreibst.  
Kündige den Zusammenhang.  
Bei der Eröffnung der

Ausstellung musste er anwesend sein, aber nicht sprechen. Fachleute jeder Art würden über Einsamkeit sprechen. Schon vor der Eröffnung wurde ihm von Kompetenten gratuliert: Einsamkeit war ein Thema, auf das offenbar alle gewartet hatten. Er schaute nicht an, was verschiedene Fakultäten zusammengetragen und zu einer Ausstellung gemacht



hatten. Er musste bei der Eröffnung einen überraschten, gerührten, hingerissenen Gesichtsausdruck präsentieren: für das Publikum, vor allem für die Fotografen.

Je näher der Eröffnungstag kam, desto mehr wuchs in ihm eine Art Angst. Was würde in den Zeitungen über SEINE Ausstellung stehen? In den Vorberichten war die Ausstellung immer öfter SEINE

Ausstellung genannt worden. In den Zeitungen würden nicht die Alltags-Berichterstatter schreiben. Die Redaktionen waren sicher schon in Kontakt mit so genannten Fachleuten. Und wer war ein Fachmann für Einsamkeit?

Je näher der Eröffnungstag kam, desto deutlicher wurde in ihm die Vorstellung, dass das ein Tag für alle werden würde, die etwas gegen ihn hatten.

Oder so: Auch die, die nicht seine Gegner oder gar Feinde waren, mussten, wenn sie ihn als Kurator einer Ausstellung über Einsamkeit sahen, merken, was sie gegen ihn hatten. Das war ihnen bisher vielleicht noch gar nicht bewusst gewesen, aber jetzt ist er Kurator einer Ausstellung über Einsamkeit, jetzt wissen sie Bescheid! Was sie immer schon gegen ihn hatten, jetzt

wurde es zur Gewissheit. Da  
gerierte sich einer als  
Fachmann für Einsamkeit! Und  
dann schreibt er auch noch  
diesen Werbe-Flyer ...

Und es war keine  
Überraschung, dass XYZ es  
sich nicht nehmen lassen  
würde, die Ausstellung zu  
besuchen und darüber zu  
schreiben. XYZ. Das sind im  
Kulturleben die Macht-Initialen  
schlechthin. Er konnte nicht

mehr wegdenken von diesen  
unsere öffentliche Meinung,  
soweit sie mit Kultur zu tun hat,  
beherrschenden Initialen.

Das führte dazu – es lässt sich  
nicht anders sagen –, dass er  
wenige Tage vor der Eröffnung  
morgens aufwachte und  
feststellte, dass er viereckig  
war. Alles in ihm und an ihm  
fühlte sich viereckig an. Ein  
leichter Schmerz im Unterleib,  
er spürte ihn als ein Viereck.

Das an Schmerz grenzende Gefühl im Kopf: eindeutig viereckig. Die Viereckigkeit war offenbar Ursache eines Unwohlseins, das immer deutlicher schmerzhaft wurde. Und weil man sich sofort irgendwelcher Einbildungen verdächtigt, war unanzweifelbar festzustellen: Diese ihn schmerzhaft beherrschende Viereckigkeit war keine Einbildung! Jeder

Schmerz in ihm war diktiert von einem Schmerzort, einer Schmerzgegend. Im Bauch, im Kopf, in der Brust und sogar im Hals, hochwachsend, Luftnot stand bevor.

Er geriet in ein Rasen. Auch gegen Franz Kafka. Was für ein Unsinn, den Menschen, der sich gezwungen sieht, im Bett zu bleiben, als ein Ungeziefer zu sehen. Oder es handelt sich da um einen, der einen

vermögenden Vater hat, der kann sich leisten, sich solchen Einbildungen hinzugeben. Natürlich ein Ungeziefer mit Hunderten von Beinchen. So was kann im Bett bleiben. Vor dem scheut die Welt zurück. Der kann untergehen. Und alle durch seinen Untergang beschämen! Aber du hast die ganze Zeit, während deine Viereckigkeit zunahm, gewusst, dass du wieder aufstehen und



hinausmusstest. Die Kinder, die Frau! Sie kamen herein wie gewöhnlich, um ihn endlich zum Aufstehen zu bringen. Von seiner Viereckigkeit bemerkten sie nichts. Sie hielten sein Liegenbleiben für eine Laune, für Faulheit sogar.

Los, los, auf, stell dich nicht so! Hieß es. Von den Kindern verlangst du es auch!

Das stimmte. Immer wenn eins angeblich nicht aufstehen

konnte, kam er und erzwang noch jedes Mal das Aufstehen. Es war keine Woche her, da weigerte sich B. aufzustehen. Ihr Freund hatte seinen Besuch angekündigt. Sie wollten mit einander nach Rom fahren. Sie sagte, sie könne nicht aufstehen. Was ihr fehle? Sie fühle sich starr, erstarrt, wie erfroren usw. Natürlich musste er sie zwingen aufzustehen. Das heißt, er musste Hand

anlegen.

Noch schwerer war es  
neulich, L. aus dem Bett zu  
bringen. Sie studiert noch.  
Schon das dritte Fach. Ist fast  
fertig. Aber ihr wird von den  
Professoren gesagt, sie sei zu  
langsam, so langsam, wie sie  
arbeite, werde sie niemals das  
nötige Geld verdienen. Sie  
wurde auch immer dünner.  
Wenn er ihr sagte, dass sie  
schon arg mager sei, sagte sie,

er solle sich nicht über sie lustig machen. Sie wisse über ihre Hamsterbacken Bescheid.

Also ihm konnte vorgehalten werden, wie grob er werden konnte, wenn eines der Kinder einmal nicht bereit war aufzustehen. Ihm fiel jedes Mal etwas Drohendes ein, das die Kinder oder auch die Frau zwang, wieder aufzustehen, wieder mitzumachen.

Aber diesmal wusste er:

Aufstehen unmöglich. Er war schon zu viereckig. Dieser blöde Kafka mit seinem Ungeziefer, vor dem alle wegrennen! Da war es keine Kunst, liegen zu bleiben! Luxuslektüre ist das! Unwahr bis zum Grund! In Wirklichkeit: Du bist durch und durch viereckig, aber keiner bemerkt das! Die halten das für eine bizarre Laune!

Und er wusste, wie er

viereckig geworden war. An diesem Vormittag war es ihm endlich klargeworden.

Siebzehn Jahre war das her, da wurde der erste Schlag getan, der seine Viereckigkeit einleitete. Es war in Frankfurt. Weil Adorno da geboren worden war, sollte aus irgendeinem den Medien genehmen Jubiläumsgrund dort diskutiert werden der am häufigsten von ihm zitierte

Satz: *Es gibt kein richtiges Leben im falschen.* Und weil er irgendwo, irgendwann gesagt hatte, er bezweifle, dass die, die diesen Satz dauernd gebrauchen, wissen, dass es ein Satz über Wohnungseinrichtungen ist, musste er jetzt mitdiskutieren. Tatsächlich war er der Meinung, jeder, der den Satz zitiere, meine ihn kritisch gegen andere, keiner meine je

sich selbst. Der Satz stammt aus *Minima Moralia*. Der zweite Satz heißt da: *Eigentlich kann man überhaupt nicht mehr wohnen.*

Er hatte erlebt, dass Leute nach ihren Vorhängen oder Teetassen beurteilt wurden. Darüber hatte er sich vielleicht zu leichtfertig erhoben, also musste er dann gegen lauter Gelehrte verteidigen, dass er überhaupt dagegen war, aus



Wohnungseinrichtungen so weitgehende Schlussfolgerungen zu ziehen. Es sei, so seine These, die undeutliche, aber negative Potenz, die diesen Satz zum Lieblingssatz für jeden gemacht habe, der sich selber im richtigen Leben, andere aber im falschen sah. Aber sein eigentliches, das ausschlaggebende Versagen war, dass er sich nicht

beherrschen konnte und den Gelehrten eine Geschichte aufstischte, mit der er seine Unzuständigkeit für Adorno bewies.

Dreimal habe ich Adorno erlebt. So fing er groß an. Beim ersten Mal hat mir Adorno leidgetan, weil er dem die Nacht und überhaupt alles verschlingenden Redestrom Ernst Blochs nur mit filigranen Gesten antworten konnte und

dadurch wirkte wie etwas  
Feines, das in etwas Heftigem  
untergeht. Beim zweiten Mal im  
Funk, es wurde der Diskurs der  
sechziger Jahre gepflegt, und  
danach waren wir  
gesprächslüstern in einer  
Edelkneipe mit dunklen, wenn  
nicht schwarzen Wänden, im  
perfekten Bühnenbild für *Huis*  
*clos* eben. Dem Philosophen  
zugeordnet jetzt eine  
weißhäutige Verehrerin, deren

grelle Haarfarbe beabsichtigt  
gewesen sein muss. Da blieben  
nur Drumrumsitzen und  
Rauchen. Beim dritten Mal aber  
gab es die Chance für eine  
Begegnung. Ein alle Räume  
und Stockwerke füllender  
Empfang. Der Philosoph wollte  
die Treppe hinauf, ich auch. Die  
Treppe war Stufe für Stufe  
belegt und belagert. Breit war  
sie ohnehin nicht. Bevor sie  
wendete, stockte alles. Wir

kamen nicht weiter. Der Philosoph sah zu mir, der nur eine Stufe unter ihm stand, herab. Deutete das Nicht-mehr-weiter-Können an. Ich könnte mir vorstellen, dass es mir egal war, wo ich war. Nun waren wir also eingeklemmt. Und da sagte der Philosoph mit schmeichelhafter Betonung des ersten Wortes: WIR zwei müssten einander doch öfter sehen. Das klang so, als wolle

er sagen: Gerade wir zwei ...  
Leute wie wir ... Es klang so  
freundlich, dass es grotesk  
unbescheiden gewesen wäre,  
wenn ich auch noch zugestimmt  
hätte. Ich konnte auf jeden Fall  
ein häufigeres Sehen nicht als  
erwünschte  
Selbstverständlichkeit  
vorschlagen, weil ich deutlich  
spürte, dass ich schon jetzt, wo  
der Menschenstau uns  
zusammenführte,

zusammenhielt, nichts zu sagen  
wusste, was für einen  
Philosophen hätte  
anhörens wert sein können.

Pfarrern und Philosophen  
gegenüber war er unrettbar  
befangen.

Zuerst sei er nur Pfarrern  
gegenüber so befangen  
gewesen. Die Philosophen  
haben dann offenbar die in  
seinem Lebenslauf leer  
gewordenen Pfarrerstellen

besetzt. Der dröhnende  
Franziskaner Bloch. Der fein  
zugreifende Benediktiner  
Adorno.

So stand er also stumm unter  
der freundlichen Floskel und  
dachte: Öfter sehen?! Wo ihm  
jetzt schon nur Sätze einfielen,  
die er nicht sagen konnte.

Das war, wie er nachträglich  
zugeben müsse, kein Beitrag  
zum Thema gewesen.

Der eigentlich lobenswerten



Absicht, Adornos am Geburtsort zu gedenken, sei durch seine auf der Oberfläche dahinplätschernde Rederei leider kein Erfolg beschieden gewesen. Ihm wurde sogar eine ins Politische reichende, ganz und gar entsetzliche Denkart unterstellt.

Und so hatte der Feuilletongewaltige seinen Artikel überschrieben: *Das deutsche Desaster*.

Und dass es das war, war  
deine Schuld. Du hast den  
exzellenten Satz des großen  
Philosophen auf  
kleinbürgerliche  
Geschmacksfragen  
heruntergeredet. Das las er am  
nächsten Morgen in der  
Frankfurter Zeitung.

Geschrieben von der Autorität  
selbst. Was die schrieb, durfte  
nicht hinterfragt werden.

Während er das las, merkte

er noch nichts. Er las, dass von ihm nichts Besseres erwartet werden konnte als das, was er dann lieferte. Nachdem er das, auf einem Stuhl sitzend, gelesen hatte, merkte er, dass seine Füße nicht mehr bis zum Boden reichten, sondern in der Luft baumelten. Er ließ sich vom Stuhl herunter, ging ins Bad, trat vor den Spiegel. Er war kleiner geworden. Er musste zurück aufs Bett. Dann

wieder ins Bad, wieder vor den Spiegel. Nicht dramatisch. Und doch! Oder eine Einbildung? Er setzte sich wieder auf den Stuhl. Mit den Schuhspitzen erreichte er gerade noch den Boden.

Zum Glück fuhr er allein mit dem Zug zurück nach München. Sah keinen Bekannten. Wurde von niemandem, der ihn kannte, gesehen.

Daheim, nichts. Weder Frau noch Kinder bemerkten, dass er kleiner geworden war.

Er war schon bereit, dieses Kleinergewordensein für die Folge eines Katers zu halten. Eines Bewusstseinskaters! Warum nicht!

Dann aber das Telefongespräch mit Regina von Coeli. Sie war eine Kollegin des Feuilletongewaltigen. Sie war schon damals eine

Intellektuelle, die anders redete und schrieb, als man es in diesem Milieu gewohnt war. Ihre Urteile waren immer auch von der Sonne des Gefühls beschienen. Selbst wenn sie strikt kritisch sein musste, ließ sie dem, den sie kritisierte, noch ein Quäntchen Daseinsrecht. Von ihr kritisiert, musste man sich nicht das Leben nehmen.

Er telefonierte damals mit ihr

aus diesem und jenem Anlass.  
Einige Tage nach dem  
*deutschen Desaster* war sie es,  
die anrief. Und was sie sagte,  
wurde für ihn zur Sensation.  
Was sie sagte, sagte sie  
lachend. Das hieß, das sei kein  
bisschen ernst zu nehmen.  
Auch ihr Kollege, von dem ihr  
Anruf handelte, habe kein  
bisschen ernst genommen, was  
er, als er am Montag in die  
Redaktion kam, mit einer

Mischung aus Jux und Protzerei zum Besten gab. Nur dass alle in der Redaktion begriffen, mit was für Verrücktheiten man in diesem Beruf rechnen müsse, einem Beruf, der doch dem Maßnehmen gewidmet und verpflichtet sei, nur deshalb bekenne er, dass ihn sein Artikel über das deutsche Desaster um zirka zehn Zentimeter habe wachsen lassen. Dass es sich um eine



pure, vielleicht sogar  
philiströse Einbildung handle,  
sei gewiss. Seine Frau sei, als  
er ihr dieses  
Größergewordensein  
anvertraute, aus dem Lachen  
nicht mehr herausgekommen.  
Und Regina von Coeli schloss  
dann: Das sei doch wieder das  
Sympathische an ihrem zum  
Rechthaben geborenen  
Kollegen, dass er, wenn er sich  
verrannt habe in einem Artikel,

dass er dann zugebe, es handle sich in dem Artikel nicht mehr um ein Urteil, sondern um eine Art Selbstvergrößerungssucht. Er habe dann die Kolleginnen und Kollegen gebeten, ihn jetzt nicht prüfend anzuschauen. Es genüge, dass er das Gefühl habe, er brauche bald einen Anzug um eine Nummer größer. Aber dazu habe es auch seit längerem durch Gewichtszunahme Grund

genug gegeben. Und  
verschwand in seinem Zimmer.  
Und alle klatschten. Das war  
wieder eine Nummer, um  
derentwillen man den  
Rechthaber lieben müsse.

Er stimmte ihr zu, sosehr er  
konnte. Sie merkte nicht, in  
welche Stimmung sie ihn  
gebracht hatte.

Er war kleiner geworden.  
Auch wenn er es nicht in  
Zentimetern ausdrücken

konnte. Und er merkte in den Wochen danach, dass er, sooft er an Jenen dachte, wieder kleiner wurde. Da das jetzt längst hinter ihm liegt, kann er, muss er berichten, was dann passierte.

Nicht mehr an den zu denken war nicht möglich. Der kam zu oft vor in allen möglichen Zusammenhängen. Und er erlebte jedes Mal dieses Kleinerwerden. Er musste fort.

Er nahm Einladungen in die USA an, die er bis dahin hinhaltend beantwortet hatte. Er verließ die Familie, flog und floh in die USA. Universitäten, die glaubten, von ihm profitieren zu können, gab es.

Und dann die Sensation: Sobald er in West Virginia und dann in New Hampshire war – er konnte an Jenen denken, sooft er wollte –, kein Kleinerwerden. Und noch

interessanter: Bei den Telefongesprächen mit Regina von Coeli fing sie davon an, dass der Kollege das Thema Größerwerden nicht lassen könne. Er fühle sich verpflichtet, da er doch sein Größerwerden so lauthals verkündet habe, zu sagen, seit einiger Zeit merke er, dass er nicht mehr größer, sondern kleiner werde. Tatsächlich hast du dann überlegt, ob du nicht

für immer drübenbleiben  
solltest. Je länger du in den  
USA warst, desto kleiner wurde  
Jener! Wenn das kein Grund  
war für eine endgültige  
Emigration!

Das alles war siebzehn Jahre  
her. Dass er, je weiter er weg  
war von Deutschland, umso  
beständiger war in der  
Körpergröße, war nicht zu  
bezweifeln. Dann aber die  
unvermeidliche Rückkehr! Ein

drastisches Kleinerwerden. Er erlebte, dass Menschen, während er mit ihnen sprach, größer wurden. Kein Wunder, dass er während eines solchen Gesprächs kleiner wurde. Er begriff, Jener hatte gewirkt. Es kam sogar vor, dass er, allein zu Hause am Schreibtisch sitzend, plötzlich merkte, dass seine Füße nicht mehr bis zum Boden reichten, also in der Luft baumelten. Und Tage später



erfuhr er, was eben zu dieser Zeit von dem und dem da und da gegen ihn gesagt worden war.

Zum Glück erlebte er, dass er über Nacht alles an Größe zurückgewann, was er tagsüber eingebüßt hatte. Er hütete sich, sich zu messen. Er hatte Angst, seine erneute Größe-Unbeständigkeit in Zentimeterzahlen zu erleben. Er könnte also bis heute nicht

sagen, das Kleiner-und-wieder-Größerwerden habe sich in dem und dem Zentimeterbereich abgespielt. Er ist kein Naturwissenschaftler. Der würde natürlich versuchen, sich dieses Phänomen zu erklären. Aber das war doch das Schöne in seinem Beruf, dass er etwas erlebt und auch erträgt, ohne dass er es sich erklären kann. Und das wusste

er seit langem: Das  
verständnislose Erleben einer  
Erfahrung macht die Erfahrung  
intensiv!

Zum Glück ist diese  
Unbeständigkeit vorbei! Er hat  
also offenbar zugenommen an  
Beständigkeit.

Erst jetzt, da er sich als  
viereckig erlebte, wurde er  
wieder daran erinnert.  
Vielleicht auch, weil wieder  
Jener im Spiel war.

Zwei Tage vor der Eröffnung der Einsamkeitsausstellung hörte er ein leises Klopfen an der Tür zu seinem Arbeitszimmer. Es war um Mitternacht. Er war mit seiner gewöhnlichen Arbeit beschäftigt: wie aus Erfahrungen Gedanken werden.

Die Tür ging langsam auf, eine Frau trat ein und sagte: Wilhelma. Als sie sah, dass er

damit nichts anfangen konnte,  
fügte sie hinzu: Kafkas  
Schwester. Da er nicht  
zugeben konnte, dass er von  
einer Schwester Kafkas mit  
diesem Namen nichts wusste,  
sagte er so ja, als sei jetzt alles  
klar.

Komm, sagte sie.

Ihm fiel nichts anderes ein,  
als zu sagen: Gestern war  
Agamemnon da.

Ja, sagte sie, ich weiß.

Jetzt nahm er ihre  
angebotene Hand und ließ sich  
führen. Erstaunlich, wie gut sie  
ihn und sich durch die  
nächtlich dunkle Wohnung  
bugsierte, die doch seine  
Wohnung ist. Er lebte wahrlich  
nicht allein, sondern mit einer  
an ihm, an allem, was er macht,  
hochinteressierten Frau. Eine  
von dieser Frau erfundene  
Pflicht ist es, niemanden zu ihm  
zu lassen, bevor sie nicht weiß,

ob ihm dieser Besuch recht sein würde oder nicht. Und jetzt Kafkas Schwester, die mit ihm auf vorerst unerklärliche Weise an Ellen vorbeikommt.

Klar ist auch, dass ein solcher Besuch erst kommt, wenn man schon zu schwach ist, sich zu wehren. Und er war in jener Nacht so schwach, dass er, was mit ihm geschah, einfach geschehen lassen musste.

Die bevorstehende

Ausstellungseröffnung konnte ihn in jedem Augenblick in eine Panik stürzen. Gegen solche Panikanfälle rettete er sich tagsüber in eine Art Reglosigkeit. Er sitzt dann am Schreibtisch und legt die Beine auf die Schreibtischplatte. Das wirkte auf ihn, als könne er so sitzen bleiben wenigstens für immer. Erlöst von dem Drang, immer noch eine und noch eine Bewegung zu machen. Anders



muss er doch seine ihn von Tag zu Tag härter beherrschende Viereckigkeit gar nicht verstehen. Und da also tritt ein Kafkas Schwester und führt ihn aus seiner Viereckigkeit hinaus.

Jetzt sieht natürlich jeder ihren Bruder vor sich. Das muss ich korrigieren. Nicht dieses schmale Gesicht mit den aus tiefen Höhlen brennenden Augen. Wilhelma hatte zwar diesen unsterblichen Blick,

aber er kam überhaupt nicht aus dem schmalen, dem Blick kaum als Fassung dienen könnenden Gesicht. Wilhelm's Gesicht war breit. Wangen wie eine alles tragen könnende Landschaft. Ein Mund, dem nichts so fremd war wie Verlegenheit. Während man doch vom Bruder wusste, dass er seinen Mund vor lauter Scheu und Scham am liebsten selbst gegessen hätte.

Und das Wunder aller  
Wunder: von Viereckigkeit  
nichts mehr zu spüren.  
Andererseits, von Kafkas  
Schwester geführt, da muss  
man sich doch über nichts mehr  
wundern!

Da, wo unsere Straße auf die  
nächste trifft, bog Wilhelma  
nach rechts ab und dann noch  
einmal, in die Tizianstraße. Da  
wusste er, wohin sie ihn führte.  
Sind Sie verrückt, fragte

Jener, mitten in der Nacht! Sie haben Glück, dass meine Frau nicht da ist, die hätte Ihnen was gesagt!

Es war klar, dass jetzt erklärt werden musste, warum er mitten in der Nacht den prominentesten Geistesmenschen der Stadt herausläute.

Zum Glück sagte Jener selber, was jetzt gesagt werden musste. Und das in seiner

virtuosen Art, die keinen Satz ohne Pointe ertrug. Sein Besucher, sagte er, könne also nicht mehr schlafen, weil er übermorgen die Ausstellung *Einsamkeit, eine europäische Erfindung* eröffnen werde und wisse, dass er darüber schreiben müsse. Und dafür, dass er wahrscheinlich, wie es seine Pflicht sei, etwas Kritisches über die Ausstellung zu schreiben habe, strafe ihn

der Besucher schon in dieser Nacht mit sinnloser Ruhestörung. Da aber seine Frau bei ihrer Schwester in Nizza sei, meide er das Bett, so gut es geht, also sei der Versuch, ihn mit Ruhestörung zu strafen, schon mal missglückt. Und wie der Besucher zugeben müsse, passe das in die Serie ihrer Begegnungen: eine missglückte Aktion mehr! Kein gutes

Vorzeichen für die Eröffnung der Ausstellung übermorgen Abend. Habe der Besucher dazu etwas zu sagen, was ihm zwischen Tür und Angel stehend, nicht eingefallen sei, soll der Störer es sagen, aber bitte bald, denn ewig mit ihm im Halbdunkel und auch noch halb im Freien zu stehen sei nicht gerade ein Genuss.

Das hätte man vorher wissen können, dass Jener, wenn er

überhaupt etwas sagen würde,  
nicht so schnell wieder  
aufhören könnte. Und auch  
dieses Ineinander von Mitleid  
und Hohn war typisch Jener.

Diesmal haben Sie mich  
unterschätzt! Dachte der  
Besucher. Und sagte:  
Hochwerter Herr,  
entschuldigen Sie, bitte. Wenn  
Sie so reden, sagen Sie nichts  
Neues. Weder für Sie selbst  
noch für mich. Und dass Ihnen,



was Sie sagen, aufs schönste  
gelingt, das überrascht weder  
Sie noch mich. Aber ich bin, wie  
Sie die Güte haben wollen zu  
bemerken, nicht allein. Die  
junge Frau, die mit mir vor  
Ihnen steht, ist, und da darf ich  
wohl sagen, ist  
erstaunlicherweise Kafkas  
Schwester. Und dass Sie  
herausgeläutet wurden, um mit  
Kafkas Schwester bekannt  
gemacht zu werden, das dürfte

ja doch verzeihlich, wenn nicht sogar dankenswert sein.

Er trat jetzt ein wenig zur Seite, um Wilhelma zu präsentieren.

Wilhelma Kafka, sagte er.

Und jetzt geschah das andere Wunder: Jener sah Wilhelma nicht.

Dann half nur noch unbändige Hast. Er musste ununterbrechbar sein.

Dass er ja wohl nicht den

Übermut besessen hätte, den prominentesten aller Geistesmenschen allein so in der Nacht herauszuläuten, sei wohl klar. Aber begleitet von Kafkas Schwester Wilhelma, dürfte es schon gewagt werden, eine nächtliche Ruhe zu stören. Das umso mehr, als es auch für den immer alles Wissenden neu sein dürfte, dass Kafka neben Ottla und einer Schwester, deren Namen nicht so bekannt

sei, noch eine Schwester hatte, eben diese Wilhelma. Dass der Tag und Nacht Prominente nun so tue, als sei Wilhelma gar nicht da, gehöre zu den Vorurteilsgewohnheiten, für die er berühmt sei. Wenn er nichts von einer solchen Schwester weiß, kann es eine solche Schwester auch nicht geben. Und er, der Besucher, gebe zu, dass jetzt ein Zweikampf stattfinde! Kann die

Weigerung, eine Kafka-Schwester namens Wilhelma zuzulassen, dazu führen, dass sein Besucher, ein weiteres Mal besiegt, das Feld räumen müsse mit dem vernichtenden Geständnis, dass eine solche Schwester, wenn er sie nicht wahrnehme, tatsächlich nicht existiere?

Aber – das schrie er jetzt geradezu in die Nacht hinaus – das liegt an Ihnen, an Ihnen, an

Ihnen, dass Sie, von Vorurteilen gepanzert, immer nur das wahrnehmen, was Sie schon wissen.

Dann, leise: Mir bleibt nur noch, Sie zu bedauern. Sie hätten Kafkas Schwester Wilhelma kennenlernen können, waren dazu aber nicht fähig!

Wilhelma, komm!

Mit diesem Satz ließ er Jenen zwischen Tür und Angel stehen

und floh mit Wilhelma, die ihn führte, nach Hause.

Als er wieder an seinem Schreibtisch saß, die Beine auf der Schreibtischplatte, ging er, was geschehen war, noch einmal durch. Es blieb das Wunder: Kafka hatte, um ihn aus der Viereckigkeit zu erlösen, seine Schwester geschickt! Ja, er hatte gelegentlich an dem Ungeziefer herumgemäkelt. Das erklärt

sich von selbst damit, dass  
Kafka ja alles von einer  
Papierfigur namens Samsa  
erzählt. Da kann man den  
Untergang feiern. Wenn es  
stattdessen um einen selber  
geht, ist es etwas anderes.

Aber hatte er Jenen für sich  
einnehmen können? Würde  
Jener, wenn er über SEINE  
Ausstellung schrieb, so  
schreiben wie immer? So von  
oben herab!



Das ist dir nicht gelungen,  
Jenen mit Kafkas Schwester in  
eine für dich günstige  
Stimmung zu locken! Es war  
alles wie immer: Jener hatte die  
Macht, konnte sie gebrauchen,  
wie es ihm gefiel. Und doch:  
Den Versuch, ihm mit Kafkas  
Schwester sozusagen  
näherzukommen, konnte er  
nicht übelnehmen! Das war  
doch der tollkühne Versuch,  
einmal eine andere Ton- und

Seinsart zwischen ihnen zu stiften!

Es kam dann allerdings ganz anders: Jener hatte sich in dieser Nacht, zwischen Tür und Angel stehend, schwer erkältet, lag sogar mit Lungenentzündung im Krankenhaus.

Das war eine furchtbar erlösende Nachricht. Er schickte Jenem eine weiße Orchidee ins Krankenhaus,

begleitet von einem, so schrieb er, Sorgfältigen Gruß. Auch von Wilhelma!

Über die Ausstellung schrieb dann ein anderer gepflegt langweilig. Da merkt man erst, was ein Text von Jenem – und wäre er so ungerecht gewesen wie das Leben selbst – hätte sein können.

Eine seiner Lieblingsvorstellungen: Das Mögliche kann nur aus dem

Unmögliches kommen. Es muss  
eine Geburt sein. Das  
Unmögliche gebärt das  
Mögliche. Wer denn sonst!

Die ganze  
Verkleinerungserfahrung sieht  
er jetzt als einen Versuch, sich  
zu schützen. Tendenz: asozial.  
Also Utopie, der Kopfschmuck  
des Intellektuellen.

# 33

Es war einmal. Die Vögel gaben sich aufgeregt. Die Amseln so schrill wie noch nie. Ganze Schwärme Spatzen stürmten die Terrassen und pickten den Leuten das Frühstück weg. Die Leute, immer bereit, Zeichen und Wunder zu erleben,

ließen's geschehen und telefonierten's herum.

Ich hisste mich noch schnell wie eine Fahne. Dann hin zum Königsplatz.

Ich unterzeichnete den Friedensvertrag mit dem Erzfeind. Als ich durch die Halle hinausging, stellte er mir ein Bein. Stürzend griff ich nach ihm. Er fing mich auf, lachte und sagte, er sei immer bereit, mir zu helfen.

Besonders, wenn ich zugäbe,  
dass ich seine Hilfe bräuchte.

Da war er wieder, der  
Überlegene, der er immer war.  
Und ich der Hilfsbedürftige.

Jetzt SIE. Draußen. Am Fuß  
der Freitreppe. Und kam schon  
herauf. Ich weiß, dass ich, wenn  
ich eine Treppe abwärtsgehe,  
nicht gut aussehe, also blieb ich  
stehen und sah ihr zu, wie  
mühelos und nichts  
demonstrieren wollend sie

heraufkam. Ihre zarten Knie führten ihren Gang an. Stufe für Stufe.

Dann war sie da. Ich nahm ihren Arm an und ging, ohne zu schwanken, mit ihr hinab.

Nur weg von hier! Der Erzfeind! Er hatte die Unterzeichnung extra in dieser pompösen Kulisse stattfinden lassen. Als wären wir zwei Staatsmänner.

Sobald wir in eine zivilere



Straße eingebogen waren,  
machte ich halt. Ich musste sie  
endlich anschauen. Sie in dem  
Kleid, das mir das liebste ist.  
Von Grün ins Silber gleißend.  
Immer wenn sie in diesem sie  
genau fassenden Kleid ist, heißt  
sie Elvira. Und immer wenn sie  
Elvira heißt, heiße ich Otto.

Es war einmal.

Ich sagte ... Ich habe  
wahrscheinlich gesagt, dass wir  
in den Wald gehen sollten.

Leider ist es unwichtig, was ich gesagt habe. Seit sie weiß, dass ich nicht Bundespräsident werden will, findet sie alles, was ich sage, nicht mehr so wichtig.

Aber wir kamen nicht bis zum Wald. Freunde versperrten uns den Weg. Die Freunde, er ein Arzt, sie eine Ärztin, wollten mit uns essen und trinken.

Wir brauchen weder Hunger noch Durst, sagte die Ärztin.

Ich fragte sie, ob man das

Kleid, das ihr so gut stehe, grün oder silbern nennen sollte.

Nenn's einen Farbschreibens Namens Silbergrün, sagte sie übermütig.

Und zu ihm: Otto, los, zeig uns endlich, wo's langgeht!

Und er: Liebe Elvira, hetz mich bitte nicht.

Die winzige Verstimmung beendeten sie mit einem Kuss.

Das wurde der Kuss, den ich Silvesterkuss nenne. Ihre

Zunge ganz in seinem Mund.  
Da drin aber reglos. Es gab  
offenbar keinen Grund, ihre  
Zunge je wieder aus seinem  
Mund herauszuziehen.

Es war einmal.

Ich hatte nie mehrere  
Freunde zur gleichen Zeit. Es  
wäre mir komisch  
vorgekommen, wenn ich neben  
meinem jeweiligen Freund noch  
einen anderen als Freund hätte  
haben sollen. Mein Freund war

mir immer mein Ein und Alles.  
Darum hieß ich immer so, wie  
der Freund hieß. Kein Wunder,  
dass Elvira dann hieß wie die  
Freundin meines Freundes.

Es war einmal.

Ich wollte immer in  
Beziehungen leben, die  
vollkommen sind oder doch zu  
sein schienen. Nein, die  
vollkommen sind! Die ganze  
Welt ein einziges  
Wunscherfüllungsgelände.

Otto und Elvira waren zwar überrascht, als sie erlebten, dass wir sehr schnell auch Otto und Elvira hießen. Aber sie waren angenehm überrascht. Wir waren eben eins. Das darf doch auch einmal sein.

Es war einmal.

Also nicht in den Wald. Der Wald war sowieso ein Vorschlag gewesen, weil mir nichts anderes eingefallen war. Immer wenn ich nicht wusste, wohin,

sagte ich: In den Wald. Also mit den Freunden zum Essen und Trinken. Da blüht der Hunger, und es glänzt der Durst. Ein saftiges Glück führt jetzt Regie.

Als ich mitteilte, dass ich den Friedensvertrag mit meinem Erzfeind unterzeichnet hatte, bedankten sie sich. Ich erfuhr, dass ich getan hatte, worum sie mich seit langem gebeten hatten. Dass mir das nicht leichtgefallen sei, wüssten sie.

Und dass ich den Vertrag mit  
Hintergedanken  
unterschrieben hätte, sei ihnen  
klar. Von diesen  
Hintergedanken würden sie  
mich schon noch befreien. Bis  
ich endlich vorbehaltlos  
friedlich sei.

Obwohl mich diese Aussicht  
mit hellsten Klängen  
durchflutete, hoffte ich, dass  
ich mich nicht auf mich  
verlassen konnte.



Aber Otto unnachsichtig:  
Keine Sprachphilosophie, bitte.  
Es genügt das Gebot: Du sollst  
nicht lügen. Bei dem Versuch,  
dieses Gebot zu erfüllen,  
müssen sämtliche überhaupt  
möglichen Sprachprobleme  
vorkommen und gelöst werden!  
Klar?!

Es war einmal.

Wir, Elvira und ich, fühlten  
uns einsam. Wie immer, wenn  
wir mit Freunden zusammen

waren.

Schließlich sagte ich: Das Leben ist ein Fragment.

Elvira ergänzte: Oder eine Lüge.

Und ich: Dass wir versuchen müssten, auszukommen ohne Sprachblumen! Ohne Selbstbetörung mit Gesäusel. Überhaupt ohne alles aus Märchen Gestohlene.

Und gingen. Gingen heim, wo an jeder Wand die Schrift

erschien:

Es war keinmal.

# 34

Weil ich gegen meinen Willen an sie denken musste, kommt sie hier jetzt vor. Ein Aberglaube des Schreibgewerbes sagt: sich durch Schreiben salvieren. Ich wollte versuchen, sie durch Schreiben so undeutlich zu

machen, dass sie nicht mehr in  
mir herumirrluchtern kann. Es  
ging mir um mich, nicht um sie.  
Ich gab ihr einen Namen, der  
nicht zu ihr passte: Monika.  
Nach allem, was ich inzwischen  
von ihr und über sie weiß, ist  
sie kein bisschen eine Monika.  
Ich kenne mehr als eine  
Monika. Ich machte sie zur  
Apothekerin. Im  
nichtssagendsten weißen  
Berufsmantel bedient sie in der

Forellen-Apotheke. Und auch das nur halbtags. Sie hat es nicht mehr nötig. Jeder, der sagen müsste, wie alt er sie schätzt, würde sagen: Älter als vierzig, keinesfalls sechzig.

Sie hatte mir geschrieben. Eines Tages ging bei mir ein Brief von ihr ein, darin die verhängnisvolle Wendung: Unsere Bücher, schrieb sie, verbinde, dass das Unglück aus denselben Gründen entstehe.

Und das formulierte sie auch noch: In ihren Romanen und in meinen Hirngespinnsten (so nannte sie meine Denkversuche) seien Menschen unglücklich, weil sie nicht fähig seien zuzugeben, dass und warum sie selber schuld seien an ihrem Unglück. Bei ihr und bei mir fielen die Menschen auf das herein, was sie selbst für Liebe hielten. Genau genommen seien es

Äußerlichkeiten, auf die sie immer hereinfließen. Sicher seien Äußerlichkeiten im Kennen- und Liebenlernen wichtiger als Seelenleistungen. Liebe auf den ersten Blick! Solche Dämlichkeiten bestimmten ganze Schicksale. Dass man begehrt werde und begehre, schön und gut, aber dann stelle sich heraus, wer das ist, den man begehrt. Alle dann erlebbaren Einsichten und



Enttäuschungen übertünche  
man mit Gefühlersatz, der von  
echten Gefühlen nicht  
unterschieden sein wolle. Man  
dürfe sich nicht getäuscht  
haben, man dürfe nicht  
enttäuscht werden, also  
täusche man sich selber, und  
sei es lebenslang. Das sei der  
Betrug, der den Betrüger so  
unglücklich mache wie den  
Betrogenen oder die  
Betrogene.

Vielleicht sei das in den Romanen, die sie schreibe, nicht so wichtig wie in meinen Theorien, weil sie es hauptsächlich durch genaue Liebes-Handlungen nicht dazu kommen lasse, dass eine Figur nichts als unglücklich sei. Sie müsste ja zugeben, das ganze Sexualbrimborium genossen zu haben. Bei mir fehle diese Genießbarkeit bzw. werde ersetzt durch

Klugheitsleistungen jeder Art.  
Diese Leistungen bewundere  
sie! Sie müsse allerdings  
zugeben, sie sei, wenn sie  
Handlungen zwischen solchen  
schildere, die glaubten, sie  
handelten aus Liebe, sie sei da  
unersättlich genau. Sie möchte  
immer, dass die Handlungen  
mehr sagten als die sie  
angeblich bewirkenden  
Gefühle. Die Handlungen seien  
bei ihr absolut. Motive egal!

Und sie verproviantiere sich  
dabei immer aus asiatischen  
und französischen  
Liebesbilderbüchern. Sie lasse  
ihre Paare immer in diesen  
atemraubend schönen  
Liebesbilderbüchern blättern,  
und dann versuchten sie, diese  
brillante Liebesartistik  
nachzustellen, nachzumachen.  
Und dafür sei sie mehr  
berüchtigt als berühmt. Porno!  
Das sei der Stempel, den ihr die

mehr bürgerliche als christliche  
Literaturkritik verpasst habe.  
Sei's drum! Für sie sei es  
immer eine Höchststimmung,  
wenn sie die einander  
verschlingen wollenden Körper  
schildere. Dass sie das in einer  
Sprache tun müsse, die unter  
bürgerlich-christlichen  
Verformungen leide, sei ihr  
Pech. Die dadurch  
entstandenen Wortgebirge der  
Scheinheiligkeit hätten dann

zum Sprachwust der  
Unanständigkeit geführt.  
Hätten dazu geführt, dass viele  
Autoren glaubten, wenn sie die  
paar unanständigen Wörter  
benützten, hätten sie schon  
etwas erzählt! Ja, einen Reiz  
haben sie produziert und sonst  
nichts. Und genau das  
vermeide sie! Von allen da im  
Schwang befindlichen Wörtern  
komme bei ihr nur ein einziges  
vor: vögeln! Das sei das

schönste aller einschlägigen  
Wörter. Und sie befreie das  
Wort immer von aller  
Unanständigkeit. Bei ihr werde  
fromm gevögelt, ehrfürchtig  
gevögelt, auch bis zur  
Bewusstlosigkeit gevögelt.  
Vögeln, für sie das reine  
Allegro con moto des  
Geschlechtsverkehrs.

Soweit sie sehe, habe keine  
europäische Sprache ein nur  
halbwegs gleich schönes Wort.

Ob *screw* oder *root* oder *shag* oder *sauter* oder *scopare*, das ist alles der grobe Animalismus, der sie kaltlasse. Allenfalls sei die Ambivalenz von *baiser* noch vergleichbar.

Sie wisse aus eigener Erfahrung, dass die Paarung genau das sei, was uns von den Tieren unterscheide. Die asiatischen und französischen Liebesbilderbücher böten unerschöpfliche Zeugnisse für



ganz und gar untierische Sexualität. Das als Porno abzuwerten sei nichts als die Rache von Eunuchen.

Falls er in diesen Sätzen ein Angebot sähe, dass sie ihm helfe, liege es an ihm, davon Gebrauch zu machen.

Diesen Brief ließ ich ein paar Wochen lang liegen. Dann antwortete ich doch. Die Adresse war ein Postschließfach.

In ihrem Brief hatte sie noch wie nebenbei angemerkt, dass sie natürlich unter einem anderen Namen schreibe. Den werde sie mir mitteilen, sobald sie sicher sei, dass ich davon nirgends und nie etwas verrate. Ich versprach mein Stillschweigen vertrauenswürdig. Bat sie um ihren Autorennamen, weil ich jetzt doch das eine oder andere Buch von ihr lesen wolle. Ihr

Brief zwinge mich förmlich dazu, ihr Leser zu werden.

Sie vertraute mir, schrieb mir ihren Autorennamen. Ich kaufte und las ein paar Bücher und glaubte, ihren Brief jetzt zu verstehen. Dann bat ich um ein Rendezvous. Das wiederum fand statt in ihrem Haus. Zuerst führte sie mich durch das Haus durch in den Garten.

Ihr Garten sei ihr wichtiger als ihre Bücher, sagte sie.

Vor uns hangabwärts eine Wiese, ein einziger Teppich aus Margeriten in voller Blüte. Ein reines Margeritenmeer, sagte ich.

Und sie: Jahrelang habe sie alles andere herausgerissen. Margeriten seien ihre Lieblingsblumen.

Das ist kein Garten, sagte ich, sondern ein Grüner Saal mit einem weißen Boden.

Ich deutete auf die grünen

Wände auf beiden Seiten der Margeriten, Wände aus dichtstehenden Bambusröhren, von denen die langen spitzen Blätter fluteten.

Sie ging voraus, an der rechten Bambuswand entlang, abwärts. Drunten keine Bambuswand, sondern ein Gebüschwall. Durch den ein Gang führte. Und man war in einer Kapelle, in einer Marienkapelle. In einer Grotte

für eine Marienstatue.

Sie erzählte auch gleich, der fromme Maurermeister Heribert Studer habe ihr das alles aus Lourdes hertransportiert. Das sei Originalgestein aus Lourdes, und die Statue sei die dort jedem nachgeworfene Maria. Vor der Grotte mit der sanft beleuchteten Maria ein paar Kirchenbänke. Auch die aus Lourdes. Aber Monika – ich

bleibe noch bei diesem immer noch nicht passenden Namen – ließ mich nicht Platz nehmen. Zwischen uns und der Grotte mit den Bänken blühte es orgiastisch. Neben einander Blumenbeete im Halbkreis um die Grotte, alle ausgerichtet auf die Grotte.

Sie führte mich nach rechts zum ersten dieser Beete. Jedes Beet, könnte man sagen, in Sarggröße. Und eingefasst von

farblosen Glasbausteinen. Jedes auf die Grotte zeigende Beet ein Blumenwunder für sich. Es muss Ende Mai, Anfang Juni gewesen sein, als sie mich zum ersten Mal in diese Naturkapelle führte. Rechts also das erste Beet. Darauf wild flammender Mohn.

Und sie: Alles, was hier blühe, habe sie selber gesetzt.

Unübersehbar: In jedem Beet ein Bambusstab, daran ein



Namensschild. Da man  
angesichts dieser Beete an  
Sarg denkt und an Grab, steht  
der Bambusstab mit dem  
Namensschild genau da, wo das  
Kreuz stehen könnte.

Über den Mohnflammen das  
Schild mit dem Namen Karim.

Ihm zuliebe habe sie Arabisch  
gelernt.

Und wechselte zum zweiten  
Beet. Genau so dicht strahlten  
da gelbe Blumen.

Sie, ahnend, dass ich kein Kenner war, sagte: Calendula. Und der darüber gebietende Name: Ziing.

Ihr Kommentar: Ziing wollte mit mir eine Besuchs-Ehe führen. In seiner Gegend. Bei den Mosuos am Lugu-See, in 2700 Metern Höhe. Besuchs-Ehe offenbar ein alle Überdrüssigkeiten verhindernder Sexualbrauch. Im nächsten Beet eine

alleinstehende, hoch  
aufschießende Rose, das  
Namensschild auf halber Höhe.

Stefan, sagte sie. Der wollte  
mich politisieren, verheiratet.

Und stand schon vor dem  
nächsten Beet, ein aus  
Holzlatten gefügtes, durch  
einen Fassreifen gehaltenes  
Rund, darüber prahlerisch in  
langen schmalen Blättern  
hinausstrahlend: Agapanthus.

Und sie: Matthias, leider

ziemlich verrückt, schnell mal schwanger.

Und stand schon vor einem neuen Beet mit mild gebogenen Stängeln, an denen in zarten Farben Glöckchen hingen.

Fingerhut, sagte sie, und: Hein, anspruchsvoll gebildet, anspruchsvoll genussüchtig, verheiratet.

Und ging schon über den Mittelgang, durch den man zur Grotte käme.

Drüben das erste Beet, brutal hell, fast weiß, nur ein paar dick hinaufgebogene, fast balkenartige Blätter, dazwischen hochragend eine einzige Blüte, ein Triumph in Weiß.

Yucca, sagte sie. Und: Taher. Maghreb. Er lehrte mich das trockene Brot schätzen.

Jetzt folgten nach einander verschieden blau blühende Beete.

Zuerst Katzenminze.

Oliver, sagte sie, wollte mich  
mir entdecken.

Dann ein solides Blau:  
Lavendel.

Tom, sagte sie. Liebst, liiert.

Dann die schlicht blaue, auch  
mir bekannte Kornblume.

Markus, sagte sie, in Frage  
kommend, verheiratet.

Dann ein Beet ohne  
Namensschilder. Ein kleines  
Meer von anmutigsten blau und

blassblau blühenden Blumen.

Akeleien, sagte sie. Das kommt jetzt und immer ohne Namensschild aus.

Zuletzt ein Beet ohne Blüten, überwachsen mit Efeu. Daraus ragte eine Vielzahl von verschieden hohen Bambusstäben, an allen deutlich kleine Schilder.

Das sind die Unnennbaren, sagte sie. Ebenso plötzliche wie folgenlose Begebenheiten. Ich

könnte auch sagen:  
Verlegenheit und flüchtiges  
Tun.

Den alles zudeckenden Efeu  
habe sie dem Grab Richard  
Wagners in Bayreuth  
nachgemacht.

Und führte mich aus der  
Naturkapelle hinaus, zurück,  
hinauf zum Haus. Droben blieb  
sie stehen. Die Wiese, sagte sie.  
Vorher ein weißer Teppich.  
Jetzt der Wind. Sehen Sie.



Dieser heftige Wind biegt  
Gräser, Büsche und Bäume in  
eine Richtung. Die Margeriten,  
nicht zwei in eine Richtung! Die  
biegen und beugen sich und  
schütteln die Köpfe, ein  
einziges

Bewegungsdurcheinander. Das  
seh ich gern. Sie reden vom  
Wind. Jede weiß es besser als  
die andere, was der Wind ihr  
sagt und tut.

Als wir uns drinnen setzten,

servierte eine Jungschöne, die sie Nadja nannte, Tee und Süßigkeiten. Als sie sich bei dieser Nadja bedankte, sagte die: Carla, bei mir bedankt man sich nicht. Und die, fast innig: Entschuldige, ma petite. Das war komisch, weil die Nadja sicher einen Kopf größer war.

Dann sagte ich, um auch einmal etwas zu sagen, dass keiner der drunten in der Kapelle gefeierten

Männernamen in einem ihrer Romane auftauche.

Sie sah mich an, zog ihre Brauen hoch bis an den Haarrand, demonstrierte, dass sie kaum glauben könne, von mir eine so törichte Bemerkung hören zu müssen.

Ich entschuldigte mich und sagte gleich ganz kühn: Das seien eben die wirklichen Namen derer, die in ihren Romanen dann ganz anders

hießen.

Eben, sagte sie, eben! Und fügte noch im abschließendsten Ton hinzu: Unter uns Pfarrerstöchtern!

Das fiel mir mehr als einmal auf, dass sie im Gespräch öfter sehr gewöhnliche Bilder gebrauchte. Aber sie gebrauchte sie so, dass die Klischees durch den Gebrauch, den sie davon machte, frisch und brauchbar wirkten.

Als ich ihr zu sagen versuchte, dass ich ihre Romane nicht für pornographisch hielte, weil sie die Geschlechtspassagen immer zu überraschenden Charakterisierungen der da sexuell handelnden Personen nutze, sagte sie leise stöhnend: Das nennt man aus der Not eine Tugend machen.

Es muss sich niemand diese Frau vorstellen können. Aber

ich muss begreiflich machen,  
dass sie mich mehr  
beeindruckte, als ich wollte. Ihr  
Brief war eine Anmaßung. So  
wollte ich, was ich je,  
Erotisches betreffend, von mir  
gegeben hatte, nicht  
verleumdet sehen. Ich durfte  
mir das nicht gefallen lassen.

Weil ich, wenn eine  
Konversation versiegt, immer  
glaube, ich sei daran schuld,  
sagte ich schließlich aus reiner

Höflichkeit, sie habe in ihrem Brief etwas formuliert, was mir selber auch nicht behage. Ich habe, sagte ich dann in dem Behauptungston, in den ich ver falle, wenn ich unsicher bin, ich habe den wirklich elenden Zustand unserer Sprache, wenn es um Liebe geht, durch Sprachgirlanden ersetzt, die dem, der sie genießen kann, das Kompliment höherer Zurechnungsfähigkeit macht.

Um allen Gegenargumenten  
zuvorzukommen, sagte ich aus  
reiner Höflichkeit, mich  
interessiere, wie sie aus der  
schönen Fülle der asiatischen  
und französischen  
Liebesbilderbücher zur  
Erzählung komme.

Sie wisse, sagte sie, dass ihre  
Figuren sich danach sehnten,  
so zu handeln, wie es auf diesen  
Bildern zugehe. Dann tue sie  
ihnen eben den Gefallen und



lasse sie alles tun, was sie wollten.

Das höre sich jetzt einfacher an, als es sei, aber ein Wunder, dass das dann klappe, sei es auch nicht, auch da gelte eben: Übung macht den Meister. Übrigens, und das sei das Allerwichtigste: Dergleichen sei für sie nur denkbar durch ihr Pseudonym. Dergleichen bräuchte ich nicht, da ich ja von dem Vorwand lebte, was ich

beschriebe, sei nur Vermutung bzw. Theorie.

Wenn ich dann selber weiter dachte, kam ich zu dem für mich nicht schmeichelhaften Ergebnis: Ich wäre mir unter allen Umständen zu eitel für ein Pseudonym. Meine Gedanken, das bin ich! Meine von ihr Hirngespinnste genannten Versuche, das ist mein Exhibitionismus. Ich will erkannt sein! Und sei's auf

meine Kosten! Ich hatte ja auch keinen Garten, in dem ich alles wachsen lassen konnte, was ich dachte. Was da blüht und wächst samt Marienverehrung, das kann, behaupte ich, mich retten wollend, nur bei einer Frau eine Porno-Prosa der feineren Art fundieren.

Ich bleibe meinen Hirngespinnsten treu. Sagt der, der keine andere Wahl hatte.

Aber ohne ihren Garten samt

Grotte wäre ich kein zweites  
Mal hingegangen. Jedes Mal  
der Gang an der rechten  
Bambuswand hinunter zu den  
Gräbern mit den Blumen. Wie  
sehr mir Blumen fehlten,  
erlebte ich jedes Mal bei ihr.  
Der flammende Mohn, die gelbe  
Calendula, die hochragende  
Rose, der prahlerische  
Agapanthus, der verliebt  
tuende Fingerhut, die wuchtige  
Yucca, die schüchtern blaue

Katzenminze, der edle blaue  
Lavendel, die simpel blaue  
Kornblume. Dann blau und  
blassblau die Akelei.

Schließlich, dem nichts zu viel  
ist, der Efeu.

Ich hatte mir längst  
eingestanden, dass ich mit  
dieser Frau, was den Ausdruck  
des Erotischen angeht, nicht  
konkurrieren konnte. Dass mir  
da nicht zu helfen war, hatte ich  
ihr deutlich gesagt. Und auch,

dass ich nur wegen ihrer Blumen dann und wann zu ihr kam.

Gott sei Dank, sagte sie. Sie habe, weil ich eben doch ein Mann sei, schon befürchtet, ich glaube, sie wolle mich verführen, als sie so frei mit mir geredet habe. Da könne ich wirklich beruhigt sein. Ich sei nicht ihr Typ.

Als sie das lachend gesagt hatte, merkte ich, dass ich doch

mehr erwartet oder sogar erhofft hatte. Aber wegbleiben durfte ich jetzt nicht mehr. Das wäre ein Geständnis gewesen. Also ging ich eben ab und zu hin zu ihr. Mit – um auch einmal so ein Sprachangebot zu benützen – gemischten Gefühlen.

Ihre letzte Nachricht: aus dem Krankenhaus MarthaMaria. Das hieß, sie wollte besucht werden. Ich fuhr

hinaus. Sie lag allein. Der Tag war hell. Sie war sehr dünn zugedeckt. Und kam mir nicht krank vor. Gesund auch nicht. Aber edel. Sehr edel. Und sagte: Der Appetit war heute gut. Dann im Ton der Empörung: Und ich weiß nicht, warum! Schloss die Augen und schlief ein. Vielmehr: und entschlief. Ich konnte nicht gehen. Unter der dünnen Decke atmend, war ihr Körper



wahrnehmbar. Sie wachte auf,  
atmete deutlicher, sah mich, ihr  
Mund belebte sich. Die Lippen.  
Sie wurden größer. Ich merkte,  
dass mein Mund ihr  
unwillkürlich antwortete. Meine  
Lippen. Ich spürte, wie sie  
zunahmen. Dann schmolz mir  
ihr Mund entgegen. Ihr  
schwellender Mund. Dann  
waren es nicht nur die Münder.  
Die Gesichter antworteten  
einander. Und sie konnten das.

Die Augen. Die Augen sagten  
am meisten. Die Augen führten  
überhaupt diesen Dialog.

Verschämt bis unverschämt.

Ungläubig bis ergeben.

Schüchtern bis frech. Ohne ein

Wort. Aber nicht ohne einen

Laut. Es gab Töne. Von ihr

mehr als von mir. Eigentlich

nur von ihr. Zart. Aber

deutlich. Und führten zu einem

Höhepunkt. Ein winziger

Aufschrei von ihr. Dann

entschlief sie. Wieder. Ich wartete gern. Als sie die Augen aufschlug, tat sie erstaunt. Machte sich aber gleich lustig über ihr Staunen. Sie ließ ihr Gesicht kommentieren, was zwischen uns geschehen war. Wir waren jetzt zwei Menschen, die gerade noch eins gewesen waren. Darauf schauten wir deutlich zurück. Irgendwann konnte ich aufstehen. Sie hob ihre Hand. Ich nahm diese

Hand. Ich erinnerte mich daran, dass sie mir, als ich gekommen war, ihre Hand nicht gereicht hatte. Kein langer Blickwechsel. Weder Eile noch das Gegenteil. Ein vollkommenes Abschiedsverständnis. Weder Pathos noch das Gegenteil. An der Tür drehte ich mich noch einmal um. Ich hob den Kopf ein wenig zu einem langsamen Nicken. Sie, liegend, tat's auch.

Dann war ich draußen. Und  
dachte, dass ich jetzt mit dieser  
Carla per du sei.

### *Die SehnSucht*

In welche Täler  
möchte ich uns wünschen?  
Auf jeden Fall weit weg.  
Ich bin nicht mehr bei mir.  
Ich bin bei dir.  
Und könnte wissen, dass das

kein Ort ist,  
den es gibt.

Dann doch noch ein Brief von  
ihr. Ein Brief mit einem  
einzigem Satz: Mein Lieber, das  
kommt in den besten Familien  
vor. Gruß, Carla.

Den von ihr geschriebenen  
Namen lesend, ging mir auf,  
wie wenig sie Monika heißen  
konnte. Carla, ja, das war sie

ganz und gar.

# 35

Um mich herum dieser lautlose Kampf. Diese so und so geschminkte Verbitterung. Ich entschuldige mich bei allen, die ich Freunde, Gegner, Feinde genannt habe. Das ist so, als nannte man einen Fisch ein Lebewesen und glaubte, ihn



damit genügend benannt zu haben. Alle um mich herum kämpften andauernd darum, sein zu dürfen, wer und was sie gern wären. Und was jeder gern wäre – es wurde ihm schwergemacht oder gar nicht gestattet. Jeder kämpfte darum, der zu sein, der er gern wäre. In jeder Sekunde erlebt er, dass ihm das nicht ganz oder gar nicht gelingt. Er erlebt die Welt als die Summe aller Kräfte

der Verhinderung. Damit kann sich keiner abfinden. Jeder entwickelt Sprachen und Handlungen, um die von der Welt produzierte Verhinderung zu überwinden. Die Welt gesteht immer so viel Entgegenkommen, dass der Kämpfende nicht aufgeben muss. Dieses Entgegenkommen heißt Hoffnung.

Dass ich die um ihr Leben Kämpfenden eingeteilt habe in

Freunde, Gegner und Feinde,  
war krankhaft ichbezogen. Ich  
hätte doch andauernd sehen  
müssen, dass jeder, der sich mit  
mir beschäftigte, in mir nur  
eine Gelegenheit sah, sich  
selber so zur Geltung zu  
bringen, dass er seinem  
Lebensziel, der zu sein, der er  
sein wollte, ein Schrittchen  
näher kam. Es ging nie um  
mich. Jeder, der sich mit mir  
beschäftigte, war in einem

Sinnlieferungsdienst. Er tat nichts anderes als der Polizist, der dir einen Strafzettel unter den Scheibenwischer klemmt, wenn du im Parkverbot geparkt hast.

Wir sind alle immer mit der Sinnlieferung beschäftigt. Was einer gegen mich hatte, gab seinem Leben einen Sinn. Und je mehr Sinn er produzierte, desto mehr durfte er der sein, der er sein wollte. Die ganze

Welt ein Sinnlieferungsgetobe.  
Je mehr Sinn einer produzierte,  
zum Beispiel durch den  
Nachweis, dass ich zu wenig  
oder überhaupt falschen Sinn  
lieferte, umso lieber war er der  
Welt. Die Welt will alles sein,  
aber nicht sinnlos.

Ich entschuldige mich bei  
allen dafür, dass ich ihren  
Kampf um ihr Leben oft  
verstanden habe, als meinten  
sie mich. Ich entschuldige

mich! Und das, dass ich dann  
sagen kann:

Ich entschuldige mich, also  
bin ich.

## 36

Ich blieb sitzen, bis alle anderen aufgestanden und hinausgegangen waren. Ellen und die Veranstalterin mussten, wenn sie vom Podium zum Ausgang wollten, an mir vorbei. Zumindest mussten sie wahrnehmen, dass in dem jetzt

leeren Saal nur noch einer saß. Als ich merkte, dass sie meine Anwesenheit nicht bemerken wollten, stand ich auf und rief unwillkürlich: Ellen!

Jetzt blieben sie stehen. Ich ging hastiger, als ich wollte, aus der Stuhlreihe hinaus in den Mittelgang, erreichte die zwei, die mich so erwarteten, als könnten sie nicht ewig stehen bleiben. Das heißt, sie waren mir nicht zugewandt. Nur ihre



Köpfe hatten sie in meine Richtung gedreht.

Dann war ich bei ihnen, stellte mich wiederum hastig vor, dann aber griff ich Ellens Rechte mit beiden Händen und sagte ihr aus vollem Herzen, dass ich von ihrem Vortrag *Das Leben als Wiederholung des Einmaligen* begeistert sei.

Das haben Sie schön gesagt, ich danke Ihnen, sagte sie und wollte weitergehen.

Ich prompt: Dann sag ich halt auch Sie! Und wünsche Ihnen eine gute Nacht!

Jetzt ging ihr offenbar ein Licht auf.

Entschuldige, sagte sie. Ein Vortrag sei für sie immer eine Erhebung aus allem hinaus und über alle und alles hinweg. Danach sei sie, das wisse sie aus Erfahrung, eine Zeit lang unzurechnungsfähig.

Bitte, Ferdinand, sei mir nicht

böse!

Ich konnte ihr jetzt nicht auch noch sagen, dass ich weder Ferdinand hieße noch Ferdinand sei. Also ging ich einfach mit. Dazu lud sie deutlich ein.

In der Garderobe schlüpfte sie noch in ihre Jacke und griff mit der Rechten in den Jackenärmel, um ihren nach oben gerutschten Blusenärmel herunterzuziehen. Das kannte

ich. Von Ellen.

Dann in ein Lokal, das Florian hieß. Da wurde noch mit mehreren getrunken und geredet.

Mir war klar, dass sie mich verwechselte, aber ich war nicht fähig, ihr das jetzt gleich zu sagen. Sie hatte mich vergessen.

Es war vor höchstens zehn Jahren. Da war sie in einem Vortrag, den ich gehalten hatte.

Wir hatten schließlich die Nacht mit einander verbracht. Wir hatten noch eine Zeit lang SMS gewechselt. Dann nicht mehr. Aber in der gemeinsamen Nacht hatten wir beide getan, als sei die Begegnung kein Zufall, sondern schicksalhaft. In mir war das Besondere dieser Nacht noch lebendig. Deshalb war ich, als ich zufällig in Berlin war und ihren Vortrag im LCB

angezeigt fand, hinausgefahren und hatte zugehört.

Ich verbrachte den Rest des Abends als Ferdinand. Aber das auch nur, weil Ellen jetzt hauptsächlich redete und alle anderen am Tisch nur Stichwörter zu liefern hatten, die Ellens Rededrang weiter aktivierten.

Manchmal wollte sie, dass ich, Ferdinand, dies oder das, was sie gerade gesagt hatte,

bestätige. Das tat ich jedes Mal gern.

Dass Ellen so enthemmt redete, war mir nur zu vertraut. Nicht anders ging es mir nach einem öffentlichen Auftritt. Man ist erschöpft, aber hemmungslos, also lässt man sich gehen.

Dass ich mich dann als Erster verabschiedete, quittierte sie fröhlich. Mein Freund Ferdinand ist immer der Erste

im Bett und der Letzte, der aufsteht.

Ich kam also als Ferdinand davon. Ich durfte es keinesfalls dazu kommen lassen, dass ich die Nacht wieder mit Ellen zu verbringen hatte. Ich als Ferdinand. Das hätte peinlich werden können. Zum Beispiel, wenn sie dann erst beim so genannten Geschlechtsverkehr endlich bemerkt hätte, dass ich nicht Ferdinand war, sondern



usw.

Im Hotel konnte ich nicht schlafen. Ich zählte zusammen, was ich als Ferdinand vor Jahren geleistet oder versäumt hatte. Beides intonierte Ellen gleich heftig. Geschwommen immer zwanzig Bahnen, wenn sie zehn Bahnen schwamm.

Stimmt's?

Achtzehn, sagte ich, reicht.

Und sie: Zwanzig! Aber zum Valentinstag kein Blümlein,

stimmt's?

Ich entschuldigte mich.

Dazu hast du mehr als einen Grund, mein Lieber!

Und ich: Ich weiß, Ellen, ich weiß.

Verziehen, rief sie. Ferdinand sei ein Genie der Spontaneität. Einfälle wie kein anderer. Ein Überraschungs-Tsunami! Sie sei vor lauter Staunen oft kaum noch zum Atmen gekommen. Kaum sei man mit ihm in

Marseille gelandet, sitze man  
schon im bestellten  
Hubschrauber nach Saint-  
Tropez und lande im Eden Roc  
im zum Weinen wonnigen Bett!

Und ich: Ihr kennt ja Ellen,  
sie ist die Queen of Surprise!

Und ein anderer ergänzte:  
Und of Exaggeration auch.  
Darauf Beifall von allen.

Auf jeden Fall hatte ich von  
diesem Ferdinand so viel  
erfahren, dass ich wusste, wie

wenig ich in allem, was erotische Zurechnungsfähigkeit betrifft, gegen ihn bestehen konnte.

Und obwohl mir manch eine Reaktion gut gelang, wurde das Spiel von Minute zu Minute riskanter.

Weißt du noch, in Bayreuth im Goldenen Anker, rief sie, als du durchgesetzt hast, dass wir rauchen durften.

Dieser Ferdinand hat

offenbar überall etwas durchgesetzt, was da nicht erlaubt war. Wahrscheinlich hat Ellen im Lauf des Abends selber bemerkt, dass ich nicht der echte Ferdinand war. Sicher hat sie diesen Abend inzwischen in ihr Vortragsthema *Das Leben als Wiederholung des Einmaligen* eingebaut.

Ich möchte diesen Abend lieber vergessen.

Mir wurde allmählich klar, dass die ganze Verwechslung auch eine Folge des Zustands war, in dem man sich nach einem öffentlichen Auftritt befindet. Da ist sozusagen alles möglich. Und ich merkte auch, dass mich, je mehr ich über diesen Ferdinand erfuhr, umso mehr der blanke Neid besetzte.

Es muss ein Recht geben, ein Menschenrecht, nur das zu wissen, was einem hilft, das

Leben erträglich zu machen.  
Wie lernt man vergessen, was  
man nicht erträgt? Wir haben  
nur das Behalten gelernt  
anstatt das Vergessen. Die  
leere, musterlose Wand – meine  
letzte Illusion! Überfallen von  
allem, was ich nicht denken  
wollte, betete ich die leere,  
musterlose Wand an und tat so,  
als sei sie mein Bewusstsein,  
mein Ein und Alles. Dabei  
folterten mich hundert

Deutlichkeiten, während ich so tat, als gebe es nur noch die leere, musterlose Wand. Sie war das Wunschbild des von der Deutlichkeit gefolterten Kopfs. Sie war der Ausdruck der Ohnmacht. Sie drückte aus, dass ich nichts zu sagen habe in mir. Das Sagen in mir hatte die Welt bzw. alles, was passiert ist. Ellen machte mich zu einem Ferdinand, der zu sein mir alles fehlte. Mir blieb der blanke



Neid. So will es die Sprache,  
dieser Hort aller Erfahrung. Als  
hätte ich nicht genug  
Anerkanntheiten gehabt, so  
genannte Erfolge! Aber an die  
zu denken war eine  
sentimentale Anstrengung.  
Unwiderstehlich dagegen  
hatten in mir alle  
Deutlichkeiten das Sagen, die  
ausdrückten, woran es mir  
immer fehlte. Das war offenbar  
der natürliche Denkzwang. Die

anthropologische Norm. Damit warst du ausgestattet wohl oder übel. Und das aus evolutionärer Weisheit, damit dir das und das kein zweites Mal passierte.

Aber das und das passierte dir eben andauernd. Von Evolution keine Spur. Das Sagen hatte der Zwang, der dich unfähig machte, das Unerträgliche zu vergessen. Zu leben wurde zum Fulltime-Job.

Ich war nichts als die

Wiederholung dessen, was kein  
einziges Mal hätte passieren  
dürfen. Nur wer vergessen  
könnte, lebt.

Und jetzt? Die Pfeile sind  
entfernt, die Wunden brennen.  
Der Schmerz als  
Daseinssteigerung.

Ich leide, also bin ich.

*Nachtgebet*

Sei so gut und lass dich  
träumen

trag einen goldenen Schal  
geh auf Absätzen aus Eis  
und sag ein paar Wörter  
die's an keinem Tag mehr

gibt

ich will sie mir merken.

# 38

Jeden Morgen die  
Enttäuschung: Wie  
unbedeutend ist die  
Tageswirklichkeit, verglichen  
mit dem, was ich geträumt  
habe. Gerade noch war ich  
eingeladen worden, einen Zug  
anzuschauen, zwei

Lokomotiven, eine riesige schwarze und eine zartere graue. Beide stießen weiße Dampfwolken aus, so kamen sie hinter einander näher, ohne mir je näher zu kommen. Sie waren schon nah. Und fuhren und fuhren. Immer gleich nah. Mir sagte jemand, dass es auf das Anschauen ankomme. Es kam das Wort Angeschautsein vor. Das Angeschautsein dieser wundervollen Lokomotiven, die

andauernd näher kamen, ohne  
je an mir vorbeizufahren. Das  
heißt, sie sollten zwar in  
Bewegung sein, aber nicht so,  
dass sie dadurch einmal an mir  
vorbei wären und  
verschwänden. Das gibt es nur  
im Traum: farbige Lokomotiven,  
die fahren, ohne dass sie näher  
kämen und dann  
vorbeigefahren wären. Mir  
wurde ein Text gesagt,  
tiefsinnig schön. So tief Sinnig



schön wie kein anderer Text in der ganzen Welt, das spürte ich, wusste ich. Wenn ich den noch wüsste, mein Gott, wer wäre ich dann!!! Aber natürlich weiß ich den nicht mehr. Mir bleiben die beiden näher kommenden, aber nie an mir vorbeifahrenden Lokomotiven.

Dann war ich gleich mit anderen in einem höhlenartigen Raum, Boden und Decke und Wände

hellbeige. Eigentlich gar keine  
Wände, keine Decke. Und einer  
lag auf einer Liege, die weder  
Bett noch Sofa war, eine  
historische Liege. Und der da  
lag, hielt sich mehrere, eher  
kleine Kissen, bunte, pralle,  
kleine Kissen vors Gesicht. Er  
wollte nichts mit uns zu tun  
haben. Und wir, die  
Eindringlinge, verstanden ihn.  
Wir wollten eine einzige  
Entschuldigung sein,

Entschuldigung für unser Eindringen. In welches Jahrhundert waren wir geraten? Ohne dass ein Wort gefallen war, löste der seine Umarmung von den kleinen Kissen. Die Kissen flogen weg, als seien sie froh, losgelassen zu werden. Und er sagte etwas. Ich kann nicht mehr sagen, was er sagte, aber es war etwas, das uns, die Eindringlinge, beglückte. Uns wurde nichts

übel genommen. Er war froh,  
dass wir gekommen waren. Zu  
ihm gekommen waren. Er muss  
Jahrhunderte auf uns gewartet  
haben. Es dürfe zwischen ihm  
und uns nie mehr auch nur den  
Hauch eines  
Missverständnisses geben.  
Dann erlebten wir und er einen  
Augenblick vollkommener  
Einigkeit. Wir erlebten, wie  
willkommen wir waren! Keiner  
von uns hatte das je erlebt: so

willkommen zu sein. Und jeder erlebte, dass nicht er allein das erlebte. Dass er das mit den anderen erlebte, das war überhaupt sein Erlebnis, das steigerte, was er erlebte, zum reinen Glück.

Und schon saß ich im Flugzeug. Das raste auf der Straße dahin. Offenbar konnten die Flügel angelegt werden. Ich musste dafür sorgen, dass wir weder rechts noch links von

der Straße abkamen. In jeder Hand hatte ich ein Tau. Wenn ich links zog, ging das Flugzeug nach links, zog ich rechts, gerieten wir an den rechten Straßenrand. Einmal zog ich uns zu sehr nach links, wir streiften schon irgendwo an irgendwas. Ich zog rechts, aber das Tau schmolz, ich hatte nur noch ein Tau-Ende in der Hand. Ich fühlte mich schuldig, aber alle um mich herum sahen, dass

das Tau entzwei war. Alle riefen laut, dass ich überhaupt nicht schuldig sei!

Und ich war im Freien, vor mir mehrere Beete mit Brokkoli. Aber diese Brokkoli waren nicht grün, sondern schwarz. Große, ganz schwarze Brokkoliköpfe waren es. Und in jedem Beet zwischen den schwarzen Brokkoliköpfen ein kleiner Elefant. Keiner dieser rüsselschwenkenden kleinen

Elefanten ragte über die  
Brokkoliköpfe hinaus. Ein  
Mann, der offenbar damit zu  
tun hatte, sagte: Das wollen die  
Deutschen so. Ich begriff.  
Diese schwarzen Brokkoli  
waren durch die kleinen  
Elefanten ein lebenswürdiger  
Anblick. Und das wollen die  
Deutschen so!

Und gleich mit mehreren von  
früher. In keinem Raum, auch  
nicht im Freien, eben im



Traum. Ewig bekannt mit  
einander. Nicht jung. Aber  
auch nicht alt. Aber eher jung  
als alt. Und alle gleich gierig,  
Französisch zu sprechen. Aber  
keiner konnte richtig fließend  
Französisch sprechen. Aber  
jeder kriegte Sätze zu Stande.  
Aber die Mühe, die das machte,  
wirkte erheiternd. Wir lachten  
über jeden unserer  
französischen Sätze. Einmal  
bückte sich eine Frau bzw. ein

Mädchen, eine Mädchenfrau  
also. In einem Dirndl, das sie  
ebenso schön bekleidete wie  
entblößte. Auf dem Boden eine  
kleine Kröte. Sie hatte schon  
eine Serviette in der Hand. Sie  
fahre das Tierchen zum Teich.  
Das sagte sie auf Deutsch und  
war weg. Dann ich, weil ich  
verantwortlich dafür war, dass  
uns die Szene nicht missglücke:  
*Parlons-nous français jusqu'à  
sept heures et après de*

*nouveau allemand*. Einer sagte:  
*Ta gueule!!* Alle lachten. Ich  
erwachte. Mir fiel gleich ein,  
dass ich im Traum einmal den  
Satz habe sagen wollen: Mein  
Mund kann mehr Französisch  
als ich. Aber ich hatte nicht  
gewusst, was Mund auf  
Französisch heißt. Das Jargon-  
Wort wollte ich nicht  
gebrauchen. Im Lexikon fand  
ich: *bouche*. Ach ja, natürlich  
*bouche*. Und Kröte musste ich

auch nachschlagen: *crapaud*.

Und Teich auch: *étang*.

Der Traum, in dem wir so stolz auf unser Restfranzösisch waren, blieb unauslöschlich in mir, so wohltuend, so angenehm, wie jetzt am Tag nichts mehr sein konnte. Dass das Mädchen, statt zu sagen: *Je regrette infiniment: Je ne sais pas le mot pour* Kröte, sofort gehandelt hatte! Wenn auch auf Deutsch. Rettend gehandelt!

Wunderbar.

Ich bin nicht so naiv, Träume auf ihre Bedeutung hin zu verhören. Jede so genannte Traumtheorie ist, als wollte man mit einem Schaufelbagger einen Schmetterling fangen.

Es genügt doch, dass nur die Mädchenfrau die Kröte sieht und rettet! Und ich bin froh, jede Nacht in Träume geschickt zu werden, die erträglicher verlaufen als das, was mir am

Tag passiert. Was auch immer ich dann von diesen Träumen in den Tag zu retten versuche, es beweist mir nur: Träume sind unerzählbar wie Musik. Aber eine Textmusik sind sie. Unübersetzbar.

Neulich geträumt: Mit mehreren ein Gespräch über Elisabeth Stettner. Mein Beitrag dazu: Das ganze Jahr trägt sie Sommerkleider. Und ich habe nie einen Menschen

dieses Namens gekannt!

# 39

Fühl dich so unwichtig, wie du bist. Wenn dir das gelingt, darfst du bersten vor Stolz.



# 40

Ich musste einmal hinfahren zu der Stelle, an der von der Hauptstraße ein Sträßchen, ein Nebenweg, hinauf zum Waldrand führt. Ich konnte mir das nicht mehr vorstellen, nicht genau: Also fuhr ich hin, bog selber in den Weg ab und fuhr

hinauf bis zum Waldrand, hielt, stieg aus und genoss es, jetzt zu wissen, was ich hatte wieder wissen wollen. Diese Stelle war einmal in meinem Leben wichtig geworden. Darum das Bedürfnis, die Stelle noch einmal zu sehen, genauer zu sehen. Jetzt war ich ausgesöhnt. Nichts mehr in mir konnte immer wieder sagen: Fahr doch mal hin.

Es gibt schwierigere Anlässe

zur Unruhe in meinem  
Bewusstsein. Einmal wollte ich  
so weit kommen, keinem  
Menschen mehr einen Vorwurf  
zu machen. Ich prüfte brav alle  
Vorwurfsanlässe und konnte  
einen Anlass nach dem anderen  
streichen. Entweder waren die  
Menschen, denen gegenüber  
ich im Gefühl des Vorwurfs  
verharnte, gestorben, und *de  
mortuis nihil nisi bene*, oder ich  
konnte mich durcharbeiten zu

einer für mich selber  
glaubwürdigen Versöhnung.

Bei einem Anlass gelang das  
nicht. Ich notierte mir noch  
einmal den Verlauf. Wir waren  
zu fünft oder sechst in einem  
überfüllten Lokal. Tranken und  
redeten über Gott und die  
Welt. Einmal auch über den  
Staatssekretär Hallstädter. Ich  
soll gesagt haben, wurde mir  
dann vorgehalten: Dem seine  
Hosen möcht ich nicht

anhaben. Darauf sei ich gefragt worden, was das heißen soll. Ich soll gesagt haben: Was soll das heißen bei dieser schwulen Obersau. Das wurde dem Staatssekretär gemeldet, er zeigte mich an. Beleidigung in aller Öffentlichkeit. Vier von den fünf oder sechs sagten, sie könnten sich nicht mehr erinnern, wer was gesagt habe. Dass so etwas gesagt worden sei, sei möglich. Aber

wer es gesagt haben könnte,  
keine Ahnung. Nur einer, eben  
XY (den Namen werde ich nicht  
mehr nennen oder schreiben  
oder denken), nur er wusste  
alles noch genau. Er schwor vor  
Gericht einen Eid. Ich  
verweigerte den Eid auf meine  
Unschuld, weil ich  
grundsätzlich niemals einen Eid  
schwöre. Und XY war in dieser  
Runde mein einziger Freund.  
Er war überhaupt mein

einzigster Freund. Seit Jahren.  
Wir hatten so ziemlich alles  
zusammen getan und erlebt,  
was zwei Freunde tun und  
erleben können. Von riskanten  
Bergtouren bis zu selig  
entspannten Autofahrten durch  
die USA von Boston bis San  
Diego und zurück. Wir kannten  
alles von einander. Als dann  
diese Anzeige lief und ich  
gezwungen war, unsere  
Gemeinsamkeiten zu

durchdenken, wurde ich unsicher. Je genauer ich mir in Erinnerung rief, was wir getan und geredet hatten, desto deutlicher wurde mir, dass ich XY nicht wirklich kannte. Wir waren vor mindestens zwanzig Jahren an einander geraten, waren einander sofort sympathisch und waren offenbar beide so veranlagt, dass wir uns sehr schnell befreundeten. Viel zu schnell.



Es war, wie wenn man nach der so genannten Liebe auf den ersten Blick gleich zum Standesamt rennen würde. Unsere Freundschaft hatte keine Entwicklung. Sie blieb, was sie am heftigen Anfang gewesen war. Jetzt, im Augenblick der Katastrophe, wurde mir das deutlich. Ich ließ Sätze von ihm, die mir geblieben waren, in mir ablaufen und stellte fest, dass

das alles ziemlich stürmische Willensproduktionen waren. Sie lebten immer vom Temperament und von den Stimmungen, in die wir uns hineingesteigert hatten. Nie ein ruhiges Gespräch, in dem wir, nur er und ich, einander verstanden oder nicht verstanden und dann über das Nichtverstehen lange geredet hätten. Nur Umarmungen, aber nie ein Händedruck mit

Blickwechsel. Aber uns  
genügte diese von  
Heftigkeitsmomenten lebende  
Freundschaft. Wir waren  
Freunde. Galten als Freunde.  
Und dass wir so als Freunde  
galten, belebte unsere  
Freundschaft. Tat uns gut. Das  
wurde auch in der  
Gerichtsverhandlung betont,  
wie schwer es XY gefallen sei,  
seinem Freund das anzutun. Da  
aber rundum die Leute in dem

Lokal gehört haben konnten,  
dass der Staatssekretär  
Hallstädter so diffamiert wurde,  
habe er, XY, nicht anders  
gekonnt, als seinem Freund  
diesen Tort anzutun. Und er  
verbessere sich: seinem  
ehemaligen Freund. Denn ...  
Usw. usw.

Ich nahm die Strafe an. Ich  
hatte gesagt, dass ich diesen  
Staatssekretär nicht zu  
schätzen wisse, aber ihn so zu

diffamieren, das könne ich mir bei mir nicht vorstellen.

Kurzum, ich legte keine Berufung ein. Bin jetzt vorbestraft. Das ist kein Problem. Aber XY schon.

Ich habe mein Leben besichtigt, habe alle Vorwurfsanlässe ausgeräumt. Es blieb kein Grund zu einem Vorwurf. Nur eben XY. Wenn ich existieren wollte, ohne noch irgendjemandem einen Vorwurf

zu machen, dann musste ich XY  
verzeihen. Ich habe unsere  
Geschichte durchforscht. Ich  
habe alles durchdacht. Ich habe  
nichts gefunden, was mir seine  
Handlung verständlich machen  
konnte. Aber ich wollte endlich  
vorwurfsfrei existieren. XY  
machte das unmöglich. Ich  
konnte mich zu nichts  
überreden. Keine Religion,  
keine Philosophie und keine  
Psychologie konnte mir helfen.

Ich liebte seine Heftigkeit. Sein Temperament. Ich hielt alles für echt. Ich hatte immer das Gefühl, er begeistere mich mehr als ich ihn. Oft war ich voller Eifer, ihm zu zeigen, wie stolz es mich mache, ihn meinen Freund nennen zu dürfen. Und ich erwähnte gern, aber immer nur nebenbei, nie auftrumpfend, dass er mein einziger Freund sei, und machte klar, dass ich von ihm

nicht das Gleiche erwartete, ich sei eben so, von Natur aus, dass er da anders sei, das eben mache unsere Freundschaft lustig und lebendig. Und wie er da lachen konnte! Und zustimmen! Im Zustimmen war er unübertrefflich. Nie, weder vorher noch danach, hat mir jemand so zugestimmt wie XY. Dann aber das.

Er ließ mir später durch einen Bekannten sagen: Ich



hätte ihn jetzt endgültig enttäuscht. Als ich bei der Verhandlung gefragt worden sei, ob ich die Staatssekretär-Hallstädter-Schmähung, falls ich sie gemacht haben sollte, zurücknehme, sei von mir die Antwort gegeben worden: Ich könne etwas, was ich nicht gesagt hätte, nicht zurücknehmen. Dann wieder: Aber wenn Sie's gesagt hätten, könnten Sie das dann

zurücknehmen? Ich wieder:  
Was ich nicht gesagt habe,  
kann ich nicht zurücknehmen.  
Das habe, ließ er mir sagen, ihn  
enttäuscht. Ein bisschen  
Vernunft, und ich wäre besser  
weggekommen. Aber stur, wie  
ich sei, hätte ich die Strafe der  
Besinnung vorgezogen.

Das ist XY. Ich werfe ihm vor:  
alles. Und werfe mir vor, dass  
ich XY falsch wahrgenommen  
hatte. Und ich wusste, wenn ich

ihm gegenüber im Gefühl des  
Vorwurfs verharrte, würde  
diese Vorwurfs-Unruhe  
bleiben. Und sie ist geblieben.

# 41

Ich kenne keinen, den ich,  
wenn ich ihm sagte, es geht mir  
gut, nicht gegen mich  
einnähme.

# 42

An der leeren, musterlosen Wand erschien eine Schrift. Ich musste lesen.

Du stirbst nicht an einer Krankheit, sondern an dem, was ein Mensch dir antut. Die Krankheit ist die Folge dessen, was dir eine oder einer antut.

Der Name der Krankheit dient dazu, den wirklichen Namen zu verbergen. Es gibt Paare, die einander umbringen. Krebs oder Infarkt, das ist dann die Bildersprache, mit der, was geschieht, bedauerlich gemacht werden soll.

Die leere, musterlose Wand hatte sich offenbar in Dienst nehmen lassen für Mitteilungen, an denen ich nicht interessiert sein konnte.

Ich bin doch nicht  
Nebukadnezar. Also keine  
leere, musterlose Wand mehr.  
Ich ließ sie tapezieren. Die  
Tapete zeigt nichts als  
dichtstehende Striche. Ich  
konnte nicht verhindern, dass  
die Striche ein wenig schräg  
stehen. Wenn ich sie anschau,  
höre ich eine Musik ohne  
Anfang und Ende. Und bilde  
mir ein, das wenigstens sei  
reine Musik.

# 43

Unvernunft. Plötzlich diese Klarheit. Ein Wort, das gebildet wurde von einem Vernunft-Chef. Der schnaufte, bebte vor Selbstgewissheit und Selbstbewusstsein. Und Vernunft war sein Banner. Sein Credo. Alles, was er war und



tat, war Vernunft. Er war der  
Feldherr, der König der  
Vernunft. Jetzt brauchte er  
noch ein Wort für alles, was er  
nicht war, was er verachtete.  
Und weil er auch der Chef der  
Sprache war, entschied er:  
Alles, was ich nicht bin, ist  
Unvernunft. Und weil, was er  
sagte, sofort geglaubt und  
nachgebetet wurde, kam dieses  
Unwort in die deutsche  
Sprache. Und weil Europa eine

Parallelwelt ohnegleichen ist,  
sind die Nachbarn bei den  
gleichen Unwörtern gelandet:  
*déraison, unreasonableness,*  
*irragionevolezza*. Selbst die  
schönsten Sprachen müssen  
dann diese Wortmonster  
bilden. *Irragionevolezza*! Was  
damit gemeint und geahndet  
wird, ist dann schon klar.

In mir arbeitete ein  
Bedürfnis, das, was damit  
geächtet wird, zu

rehabilitieren. Aber mit  
welchem Wort?

# 44

Meine Gedanken sind ein  
braves Tier. Das sagte ich  
immer laut, hoffend, das so  
genannte Tier höre mich und  
bleibe brav.

Meine Gedanken verdienten  
es nicht, ein braves Tier  
genannt zu werden. Ich war

nicht Herr meiner Gedanken.  
Sie hatten ein Eigenleben. Ich  
konnte nicht denken, was ich  
wollte. Ich kriegte mit, was ich  
dachte. Oft genug sah ich mich  
gezwungen, mich gegen meine  
Gedanken zu wehren. Meine  
Gedanken waren, wenn ich es  
politisch ausdrücke,  
Opposition. Genau genommen,  
waren sie nie für mich. Wenn  
ich sie gefragt hätte, hätten sie  
gesagt: Wie soll denn das

gehen, für dich sein! Meine Gedanken waren immer für etwas, was ich nicht war.

Trotzdem waren es meine Gedanken. Das ist offenbar von der so genannten Natur gewollt, dass meine Gedanken auch im Dienst auswärtiger Interessen sein konnten und dann diese Interessen gegen mich vertraten. Und das immer um meinetwillen! Oft genug setzten sie diese auswärtigen

Interessen gegen mich durch, das heißt, ich fügte mich oder unterwarf mich den auswärtigen Interessen. Ich sollte diese auswärtigen Interessen als meine Interessen anerkennen. Das tat ich dann. Fühlte mich nicht wohl dabei, aber ich war überredet, meine Gedanken zwangen mich dazu.

Wir haben viel mitgemacht mit einander, meine Gedanken und ich. Wenn ich zum Beispiel

geglaubt habe, ich müsse mich umbringen, waren meine Gedanken dagegen. Meine Gedanken haben mir beigebracht, dass man unter allen Umständen leben kann oder muss.

Es gab Zeiten oder Momente, da herrschte zwischen meinen Gedanken und mir kein Streit, keine Verschiedenheit. Da waren wir einmütig. Und tätig! Enorm tätig! Sobald wir etwas



geschafft hatten, waren wir in der Beurteilung des Geschafften wieder uneins. Ich war meistens für das, was wir geschafft hatten. Meine Gedanken waren nie ganz einverstanden oder gar zufrieden mit dem, was uns, wie ich fand, gelungen war.

Wenn ich unwillkürlich sagte, sagen musste: Über den Rändern der Welt verglöhnen die Hoffnungen, wusste ich,

schon während ich das sagte,  
dass in meinen Gedanken der  
Satz auftauchen würde: Muss  
das sein!

Ich darauf sofort: Die  
Hoffnung ist das Steckenpferd,  
das mich ein Leben lang durch  
alle Wüsten trägt und mich erst  
abwirft, wenn am Horizont das  
Paradies auftaucht.

Darauf meine Gedanken: Die  
Wahrheit ist ...

... ist billig, rief ich schroff

und konnte nicht anders, als  
sofort eine Tonlage höher, also  
ununterbrechbar fortzufahren:  
Auf meinen Äckern blüht die  
Täuschung.

Meine Gedanken, ebenso  
schroff: Die ist teuer.

Dann beide zusammen: Und  
kostet das Leben.

In der jetzt folgenden Stille,  
ich: Das darf sie.

Jetzt war eine Ruhe.

Meine Gedanken ließen mich

mehr als einmal wissen, dass sie  
für meine Immer-noch-  
Zurechnungsfähigkeit zu  
sorgen hätten. Das haben sie,  
fürchte ich, geschafft.

# 45

Es ist schwer, sich einen Menschen, den man gut gekannt hat, tot vorzustellen, bloß weil er gestorben ist.

## 46

An der Hand genommen und geführt werden wohin, und man hat nicht gewusst, dass man dahin immer schon wollte. Du kannst immer noch nicht verzichten auf das Märchen. Verdorben als Kind mit Märchen. Lebenslang diese

unausrottbare Hoffnung auf einen märchenhaften Verlauf und das gute Ende. Das Leben als Enttäuschung. Und als Unbelehrbarkeit.

Witzlose Generalisierung!  
Eine kleine Fliege wollte nichts als mein Kölschglas. Nicht mein Essen, nur mein Bier. Als ich einmal nicht aufpasste, schaffte sie die Landung auf dem Glasrand und kroch jetzt innen abwärts. Ich kapitulierte

fröhlich, das Bier gehörte ihr.  
Ich bestellte ein neues. Das  
tägliche Märchen!

Das war am Tag vor Utrecht.  
Vorausgesetzt, es gebe in  
Utrecht eine Katholische  
Universität, ist Folgendes  
passiert: Auf dem Bahnsteig  
von Spoor 7 und Spoor 3 –  
diese beiden Gleise liegen in  
Utrecht an *einem* Bahnsteig –  
ein kleiner Wartesaal, so groß  
wie ein halber Bahnwaggon,



aber ganz aus Glas bzw. Plexiglas, nur eine Schmalseite als rote Metallwand. Auf der Reihe der Kunststoffsitze außer mir zwei Männer, einer war ohne Zweifel Jean-Paul Sartre. Man saß hier und schaute durch die Glaswände hinaus auf die ein- und abfahrenden Züge. Die Geräusche kriegte man unvermindert mit. Das Gewicht der Züge erschütterte den Bahnsteig so, dass man es im

Sitz spürte. Sartre las in einem Fahrplan. Wenn mein Französisch für eine Konversation mit Sartre ausgereicht hätte, hätte ich ihn angesprochen. Nein, stimmt nicht, hätte ich nicht. Er wollte in Ruhe gelassen werden. Warum sonst sollte er sich in Utrecht auf den Bahnsteig zwischen den Gleisen 3 und 7 setzen. Also, ich sprach ihn nicht an. Aber ich war doch so

fasziniert von seiner  
Anwesenheit hier, dass ich mir  
vornahm, ihn zu beobachten.  
Ich ließ meinen Zug draußen  
ohne mich abfahren. Was in  
Amsterdam könnte so  
interessant sein wie Sartres  
unmittelbare Nähe und  
Gegenwart. Ich schaute ihn an.  
Da er das Fahrplanheft las, war  
das möglich. Er hatte keine  
Blasenschmerzen mehr, das ist  
sicher. Die zuletzt immer

bestimmter werdende  
Leidensgrimasse seines  
Gesichts hatte sich entspannt.  
Man sah noch die Linien der  
Blasenleiden. Aber es tat nichts  
mehr weh. So sitzt man, wenn  
die Schmerzen vorbei sind. Ein  
wunderbarer Anblick. Sartre  
war jetzt schöner, als er je  
gewesen war. Durch einen  
erlittenen und dann  
überwundenen Schmerz wird  
ein Gesicht schön. Eine

Entindividualisierung hat stattgefunden. Eine Art Verallgemeinerung der Gesichtszüge. Die hat da Vinci als Mona Lisa gemalt. Und ich hatte das erlebt bei Schwester Laura.

Draußen Schreie, Rufe, Pfiffe, die Gewaltgeräusche der Züge, und hier Sartre mit einem Fahrplanheftchen, in dem er las, ohne je eine Seite umzublättern. Dabei las er doch

wirklich. Das sah ich. Das sieht man. Diese Lippenbelebtheit. Beim Leser blühen ja vor allem die Lippen auf. Sie wollen buchstabieren, was man liest. In ihnen endet der Strom, der durch die Lektüre in einem angestoßen wird. Sie müssen alles aufnehmen, aushalten. Sie beben, buchstabieren, beten. Wenigstens murmeln möchten sie. So bei Sartre. Ich traute mich nicht, mich so nahe zu ihm

zu setzen, dass ich hätte sehen  
können, welche Fahrplanseite  
ihn so fesselte. Es wäre für  
mein Sartre-Verständnis  
interessant gewesen. Paris –  
Warschau? Ich glaube nicht.  
Köln – Euskirchen –  
Saarbrücken ...? Vielleicht  
Utrecht – Gouda – Voorburg?  
Am ehesten. Schließlich  
befanden wir uns in Utrecht.  
Und von Utrecht fährt man  
eher nach Voorburg als nach

Warschau. Die  
Lautsprecheransagen mit ihrer  
schmalzigen Schärfe schienen  
ihn weder zu interessieren  
noch zu stören. Auch darüber  
war er hinaus. Ich wurde müde.  
Himmel, Himmel. Wenn ich  
einschlief und erwachte  
wieder und er wäre in der  
Zwischenzeit gegangen! Dann  
wäre alles umsonst gewesen.  
Ich musste mich zum  
Wachbleiben zwingen. Aber



wie? Plötzlich hatte ich das Gefühl, ich sei sterbensmüde, vielleicht sogar lebensmüde. Ich konnte mich nicht mehr halten. Dieser bewunderungswürdige Mann saß leicht und locker in seiner Kunststoffschale und hatte keine Schwierigkeiten mit dem Wachbleiben. Ich spürte, dass ich mich keine zehn Minuten mehr wach halten konnte. Die letzte Woche war zu

anstrengend gewesen. In Bonn und Köln und Düsseldorf.

Vor unserer Glasschachtel baute ein junger Mann im Parka ein Stativ auf. Vielleicht konnte mich das noch wach halten.

Was machte der da? Er drehte eine Kamera auf das Stativ. Die Kamera richtete sich über Spoor 7 und drüben über Spoor 8a. Auf einen Bahnsteig, auf dem auch so ein Glaswartesaal steht. Tatsächlich

ein schönes Bild. Die paar dummen senkrechten Stahlträger, die giftig gleißende Neonschiene an der Decke in der vollen Länge der Glasschachtel und darunter vier Menschen, sitzend in Kunststoffschalen, vier dunkle Sitzfiguren, an denen das Neonlicht nicht die geringste Helligkeit bewirkte. Das war mir in unserer eigenen Glasschachtel überhaupt nicht

aufgefallen. Aber jetzt bemerkte ich es auch bei uns und an uns selbst: Wir waren dunkle, undurchdringliche Figuren. Drüben auf dem Dach der Glasschachtel lief eine Schrift entlang: *drink pepsi cola*. Und gleich war mir klar, was der junge Mann mit dem Stativ wollte: ein Werbefoto für Pepsi Cola. Plötzlich war ich nicht mehr ganz so müde. Geh hinaus zu dem und sag ihm, er

soll auf den  
gegenüberliegenden Bahnsteig  
gehen, das Stativ dort  
aufstellen und dann  
herüberfotografieren. Auf  
unserer Plexiglasschachtel lief  
bestimmt der gleiche Slogan.  
Aber hier hätte er noch Sartre  
drauf. Ein unschätzbares  
Werbefoto. Ein Werbefoto für  
die Ewigkeit. Gerade ein Mann  
wie Sartre, der sicher nicht  
alles trinken durfte, sitzt für

Pepsi! Aber wie immer in meinem Leben unterließ ich, was ich eigentlich wollte, und blieb sitzen.

Das wirkte sich sofort aus. Die Unterdrückung von Wünschen kostet Kraft. Es ist die wirkliche schwere Arbeit. Die Müdigkeit erkannte ihre Chance. Sie überfiel mich. Aber eigensinnig bin ich schon. Sartre wollte ich nicht aufgeben. Ich wollte hier sitzen

bleiben, bis er sich wegrührte,  
abgeholt vielleicht, was auch  
immer. Ich wollte es wissen.  
Aber ich würde nicht  
durchhalten. Mir sanken die  
Augen sekundenweise zu. Das  
war nicht mehr zu verhindern.  
Wenn ich jetzt am Steuer  
gesessen hätte, hätte ich rechts  
ranfahren müssen. Immer  
wieder gelang es mir, die  
bleiernen Lider noch einmal  
hochzureißen. Sartre saß noch.

Aber wie oft würde ich das noch schaffen, dieses Augenaufreißen? Es tat weh. Im ganzen Kopf, durch den Nacken, das Rückgrat hinunter. Der Müdigkeitsschmerz. Ich musste etwas anderes finden, wenn ich Sartre nicht verlieren wollte. Ich wusste schon eine Zeit lang, wie das zu machen war. Die Lösung war meiner Müdigkeitsschwere wegen nicht mehr durchgedrungen.



Aber dann – ich bin  
eigensinnig – schaffte ich es  
doch noch. Das heißt, meine  
Hände muss ich loben. Sie  
taten es völlig alleine. Wirklich,  
ich war unbeteiligt, unschuldig  
sozusagen. Das ist eben der  
Segen, wenn man geschulte  
Hände hat. Hände, die immer  
an allem beteiligt, die nie bloß  
ausführendes Werkzeug waren.  
Diese Hände waren jetzt sogar  
das einzige Wesenszentrum

von mir. In ihnen, durch sie fand das Entscheidende, das Richtige statt. Sie nahmen aus meiner Tasche ein Taschenmesser, dessen kleine Klinge rasiermesserscharf geschliffen ist. Das Messerchen aufgeklappt, und die Rechte zieht die Schneide durch das Aderngelände der Linken tief durch. Wenn es noch einer Bestätigung bedurft hätte, dass das das einzig Richtige war,

hätte sie mir der junge Fotograf  
geliefert. Sobald ich hellwach  
von dem geradezu singenden  
Schmerz in meinem  
Blutsprudel sitze, dreht der  
Fotograf plötzlich die Kamera  
auf dem Stativ herum, springt  
auf die andere Seite,  
wahrscheinlich hat er noch ein  
Weitwinkelobjektiv eingesetzt,  
und knipst und knipst drauflos.  
Ich sehe noch stolz zu Sartre  
hin. Und der steht sogar auf.

Hebt beide Hände.

Zustimmend! Mir zustimmend!

Dann wird es dunkler. Das Gefühl der Nähe nimmt zu. Und es nimmt immer noch zu.

Ich habe brav berichtet. Ob es ein Wunder war oder ein Märchen, das hängt davon ab, ob Utrecht eine Katholische Universität hat. Hat Utrecht eine Katholische Universität, dann war es ein Wunder. Sonst nur ein Märchen.

# 47

Ich jonglierte mit drei Bällen, einem blassroten, einem blauen und einem schwarzen. Ich wusste, wenn ich aufhören würde, fielen die Bälle, fiel auch ich. Ich konnte, ohne zu jonglieren, dieses Leben nicht aushalten. Andererseits war

klar, dass ich das Jonglieren nicht ewig fortsetzen konnte. Mir tat schon längst alles weh. Ich hoffte immer noch. Auf was? Dass mir noch ein vierter Ball zugeworfen werden würde, so schön zugeworfen, dass ich die drei anderen Bälle fallen lassen könnte. Meine Sehnsucht war zu spielen. Schönstens und endlos. Viel sprach dafür, dass ich bald die Bälle fallen lassen musste und mich selber auch.

Er zog den Hut ins Gesicht, schlug den Mantelkragen hoch und ging hinaus. Aber keine Spur von Rennen, nichts herabwürdigend Eiliges, nur die äußerste Heftigkeit des Gehens, egal, wohin. Draußen jede Menge Menschen. Jäher

Gedanke, nicht ernst gemeint:  
als hätten sie auf ihn gewartet.  
So weit das Auge reichte:  
Fußgängerzone. Und sofort  
stellte sich auch das  
diensttuende Zitat ein: Hier bin  
ich Mensch, hier darf ich sein.  
Oder heißt es: Hier darf ich's  
sein?! Das wär ihm lieber.

Keine Sekunde Zögern  
wegen der Richtung. Er hatte  
das Gefühl, mit ihm sei ein  
ganzes Volk unterwegs.



Wiederum: nicht ernst gemeint.  
Aber woher sonst die  
bedenkenlose Heftigkeit! Und  
er erlebte es doch! Wo er jetzt  
hinkam, er gehörte dazu.

Es war nicht Abend, nicht  
Nacht. Aber Tag auch nicht.  
Einfach eine absolute Stunde.  
Er störte nicht. Er gehörte  
dazu. Ob die Leute das  
wussten, war nicht wichtig. Er  
war von nichts so überzeugt  
wie von seiner Zugehörigkeit.

Staatsangehörigkeit, dachte er und schürzte den Mund, als sei ihm gerade ein Kompliment gemacht worden. Darauf kam überhaupt alles an, dass er dazugehörte. Keine Diskussion, keine Theorie, kein Diskurs. Sein ausgreifender Schritt, seine nicht nachlassende Heftigkeit, aber keine Spur von Eile. Eine Gehsicherheit ohnegleichen.

Er war kein bisschen

aufgeregt. Und kein bisschen  
verlegen. Er gehörte dazu.  
Offenbar hatte er nicht immer  
dazugehört, sonst hätte ihn  
jetzt das Gefühl seiner  
Zugehörigkeit nicht so bewegt.  
Staatsangehörigkeit, dachte er.  
Und grinste sogar. Wozu war  
er jetzt nicht imstande! Weder  
müde noch schwitzend, und er  
fror nicht, ging heftig,  
problemlos und erlebte nichts  
als seine Zugehörigkeit, und

das war doch wohl seine  
Staatsangehörigkeit. Was für  
ein Wort! Ein Triumphbogen  
von einem Wort! Und bitte,  
wenn er immer schon  
dazugehört hätte, hätte er jetzt  
in dieser absoluten Stunde  
seine Zugehörigkeit oder  
Staatsangehörigkeit nicht so  
erlebt! Das ist sicher. Es muss  
ein Mangel geherrscht haben,  
ein Mangel an Zugehörigkeit  
oder ein Mangel an

Staatsangehörigkeit. Sicher ein historischer Mangel. Dann dieser Aufbruch! Diese absolute Stunde! Dieser Gefühlsüberfall! Eine Folge eben des historischen Mangels. Er hatte doch nichts gewusst, als er vor die Tür trat, den Hut ins Gesicht zog, den Mantelkragen hochschlug und loslegte. Nein, eben nicht. Ein Aufbruch war's. Von Loslegen keine Spur. Es war mehr in

ihm, in ihm drin. Er war durchdrungen von der Gehfähigkeit.

Wie er auf die Leute wirkte, war nicht wichtig. Aber dass die Leute dann doch eine Art Gasse bildeten, das musste mit der Heftigkeit seines Gehens zu tun haben. Und dass er nicht wissen musste, wohin und wie lang! Noch nie hatte er diese Gehfähigkeit erlebt. Weder Eile noch Nachteile, ein die Umwelt

beeindruckendes Gehen! Was  
denn, die Umwelt! Die Welt!

Er machte PSSST! Jetzt  
werde nicht gleich verrückt!  
Genießen durftest du das  
schon, dass du ausschreiten  
konntest, wie du wolltest, und  
die Leute waren nicht im Weg.  
Das mit der Gasse bildetest du  
dir ein. Alles war wie immer.  
Nur du warst nicht wie immer.  
Du warst in einem nicht  
aufhören könnenden Aufbruch.

Du gehörtest dazu, wie du noch nie dazugehört hast. Das war tatsächlich neu. Waren je so viele Menschen auf der Straße, auf allen Plätzen? Die Staatsangehörigkeit! Dass es die deutsche war, ist nicht so wichtig. Aber ganz unwichtig war es auch nicht. Gesteh dir das bitte ein. Du hattest nichts dagegen, dass du jetzt deine Staatsangehörigkeit erlebtest und dass das die deutsche



Staatsangehörigkeit war. Jeder Mensch hat eine Staatsangehörigkeit. Jeder Mensch gehört irgendwo dazu. Ein Mensch, der nirgendwo dazugehörte, wäre ein Monster. Grins ruhig.

Wenn die Leute, die für ihn eine Gasse bildeten, jetzt geklatscht oder Bravo geschrien hätten, hätte er im Boden versinken müssen vor Scham. Zum Glück waren die

Leute wie immer mit sich beschäftigt. Sie gehörten auch dazu. Alle! Geh! Geh! Geh! Und denk nicht so viel! Aber warum willst du dir das Denken verbieten? Noch nie hast du so heftig vorwärtsdenken und -gehen können.

Das machte ihn leicht. So leicht wie noch nie. Problemlos. Ziellos. Schmerzlos. Schwerelos.

Er schob seinen Hut aus dem

Gesicht. Den Mantelkragen halb hoch, das reichte. Warum denn nicht ein Blickwechsel mit dem, der gerade herschaute! Tatsächlich lief er jetzt blickwechselfreudig quer durch die Menge. Eine Menge, von der er immer noch nicht wusste, ob sie ihn überhaupt bemerkt hatte. Nichts war so unwichtig wie das. Er gehörte dazu. Aus diesem und jenem Blickwechsel ergab sich

Kontakt. Plötzlich ein verderblicher Satz: das Bad in der Menge. Und blieb sofort stehen und wurde zum Glück sofort umarmt und umarmte sofort zurück.

Wie er heimgekommen war, wusste er nicht mehr. Er lag dann auf seinem Bett.

Ausziehen konnte er sich nicht. Er wusste natürlich, wie sich sein Gesicht anfühlte, wenn er lächelte. Er musste, wenn er

sein Lächeln erleben wollte,  
nicht in den Spiegel schauen.  
Er kannte dieses  
Gesichtsgefühl beim Lächeln.  
Er lag also auf seinem Bett und  
erlebte, wie er seinen Aufbruch  
erlebt hatte, und erlebte noch  
einmal alles, was auf der Straße  
inmitten der Menge passiert  
und passiert war. Und er  
erlebte sein lächelndes Gesicht.

Am nächsten Tag stand in der  
Zeitung, was auf den Straßen

passiert war. Genau, wie es  
geschehen war, stand es jetzt in  
der Zeitung. Er las und las und  
las. Seinen Aufbruch, seine  
Zugehörigkeit, seine  
Staatsangehörigkeit, alles las er  
jetzt in der Zeitung. Er schnitt  
aus, was in der Zeitung stand,  
pinnte es an die Wand, damit  
er, sooft er wollte, lesen  
konnte, dass er dazugehörte.  
Er wusste, was passiert war,  
noch ganz genau. Aber wenn er

es jetzt in der Zeitung wieder und wieder las, spürte er, dass sein Dazugehören, seit es in der Zeitung stand, mehr war, als es auf der Straße gewesen war. Auch seine Staatsangehörigkeit erschien, seit sie in der Zeitung stand, in einem anderen Licht. Historisch, dachte er. Und grinste. Also, dachte er, also.

## 49

Ich hatte getrunken, fuhr gegen die Einbahnstraße, beschädigte einen Porsche, die Polizei kam. Wer ist gefahren? Meine Frau gleich: Ich. Wenn mein Mann jetzt sagt, er sei es gewesen, dann dürfen Sie diesen Versuch einer



Solidaritätsleistung nur für das halten, was sie sein will. Bert, bitte, es ist nicht nötig. Was ich getan habe, kann ich schon noch selber verantworten. Ich widersprach nicht.

Es kostete 10000 Euro Strafe und sechs Monate Entzug des Führerscheins. In diesen sechs Monaten legte sie die Pilotenprüfung für den Hubschrauber ab. Später sagte sie, sie habe gewusst, dass ich,

wenn ich das Skifahren nicht lassen könnte, eines Tages gerettet werden müsste. Dann, im April beim plötzlichen Wintereinbruch, war es so weit. In Graubünden, auf 2700 Metern Höhe. Ich kam von der Piste ab, stürzte, konnte nicht mehr weiterfahren. Mit dem Handy erreichte ich sie. Ob sie die Bergwacht verständigen könne. Beschrieb, wo ich gefahren und gestürzt war.

Dann kam nicht die Bergwacht,  
sondern sie. Mit dem  
Hubschrauber. Aus Chur. Mit  
ihr einer von der  
Hubschrauberfirma. Der hatte  
seine Skier dabei, wollte die  
Gelegenheit zu einer Abfahrt  
nützen. Er fuhr ab, sie  
schleppte mich in die Maschine  
und startete. Mir verging fast  
der Schmerz, so schön war es,  
wie sie uns hinunterflog, über  
die Wälder hinweg hinunter,

bis wir den Rhein unter uns hatten, dann mit dem Rhein hinaus aus dem Tal, und in Chur wartete schon der Transporter zum Krankenhaus. Es war zum Glück kein Bruch, aber geschient werden musste das Bein doch. Erst jetzt gestand sie, warum sie die Pilotenprüfung gemacht hatte. Ach, Memle, sagte sie. Und ich sagte: Ach, Müsch. Mit Memle und Müsch hatten wir

angefangen. Dann beuteten wir unsere Vornamen aus, waren Otto und Elvira, dann Caro und Elfe. Inzwischen Bert und Chriss. Dabei blieben wir.

## *Letzte Wahrnehmung*

Nun gab es eine Frau. Es gibt sie noch immer. Vorname: das besitzanzeigende Fürwort.

Anamnese: Sie wuchs in eine andere bzw. höhere Ordnung.

Nein, falsch bzw. gelogen.

Wurde ein Engel, das schon.  
Aber ein ganz und gar irdischer  
Engel. Nein, schon wieder so  
ein Wort aus der anderen  
Sprache. Muss heißen: ein ganz  
und gar hiesiger Engel.

Unter den Großwörtern der  
Geistesgeschichte ist  
Barmherzigkeit eines der  
größten. Aber wenn ich nicht  
diese Erfahrung gemacht hätte,  
hätte ich geglaubt, dieses Wort  
gehöre zu den großen Wörtern,

die erloschen sind. Dann war ich jemand, dem Barmherzigkeit gespendet wurde. Und das ganz konkret. Mit dem Wort selbst. Mir war plötzlich, als wäre ich in ein neues Klima versetzt, in ein Klima bestürzender Annehmlichkeit. Zuerst nur diese Empfindung: das reine Wohlgefühl. Wärme ist zu wenig gesagt. Weder als Berührung noch als Rührung



lässt sich sagen, wie das war,  
als du auf einmal von  
Barmherzigkeit überströmt  
wurdest. Aber überströmt, das  
stimmt auch nicht, weil diese  
Barmherzigkeit gar nicht  
agierte, sondern dir einfach  
mitgeteilt wurde. Aber eben  
doch mit diesem Wort, das  
keiner Inszenierung bedarf.  
Nicht bei der Frau.

Ich versuchte zu begreifen,  
was mir passiert war. Ich

begriff: Das Wort Liebe war nicht mehr brauchbar. Liebe ist ein Hin und Her, ist vielleicht sogar ein lohnender Austausch von Gefühlen. Barmherzigkeit ist eine Einbahnstraße. Eine himmlische. Du wurdest beschenkt, ohne dass gefragt wurde, ob du es verdienst, ob du es wert bist. Barmherzigkeit ist – das wurde mir gefühlklar – die selbstlose Zuwendung eines Menschen zu

einem anderen. Allmählich begriff ich, dass mir in meinem Leben noch nie Barmherzigkeit gespendet worden war. Du weißt, du fühlst jetzt, dass eben auch Liebe alles andere als selbstlos ist. Und dieses Erlebnis, dass du rücksichtslos beschenkt wurdest, dass Barmherzigkeit nicht bloß ein Legendending ist, sondern eine Gefühlsdeutlichkeit ohnegleichen, das machte mich

so verlegen wie hilflos. Ich konnte nicht reagieren. Lächerlich, sich dafür zu bedanken, dass deine Frau dir Barmherzigkeit erwies, ja eben spendete. Alle Arten, gewohnheitsmäßig zu reagieren, kamen nicht in Frage, eben weil Barmherzigkeit noch nie vorgekommen war. Aber auch diese Erfahrung, nicht reagieren zu können, gehörte

dazu. Eine Hilflosigkeit, die mich nicht nervös machte. Das drückt vielleicht den Rang des Wortes Barmherzigkeit am deutlichsten aus, dass man sie sich gefallen lässt. Die Welt, in der du nur durch Leistung giltst, gibt es nicht mehr, solange du Barmherzigkeit erfährst.

Mehr kann ich über die Wirkung nicht sagen. Es gibt einen Egoismus, der zur

Diskretion zwingt. Aber dass  
mir dieses mir fast schon nicht  
mehr bekannte Wort so  
spürbar zurückgerufen wurde  
und dass ich dann eine  
Wirkung erlebte, die aus der  
Fülle einer Wunder wirkenden  
Tradition stammen musste, das  
wollte ich, musste ich doch  
gestehen.

# 51

Ich wollte mir nicht  
verlorengehen. Jeder hängt an  
sich. Also ich auch. Das eigene  
Ich zu verewigen sind  
rühmliche Taten vollbracht  
worden. Ich konnte nichts tun,  
um zu beweisen, dass ich an mir  
hängen durfte. Ich wollte mir

nur nicht verlorengelassen, das ist alles. Ich hing an mir. Und konnte durch nichts beweisen, dass ich das wert war. Dass die Gloriosen jeder Art mit Recht an sich hängen, beweisen sie mir (oder uns) durch jede ihrer leuchtenden Leistungen. Was sie tun, ist unbedingt rühmlich. Und sie selbst rühmen und preisen sich durch alles, was sie tun. Wir, die an sich hängen, ohne beweisen zu können, dass



sie es wert sind, wir sind der Echochor für die Ruhmmusik der Gloriosen. Manchmal sind wir das gern, aus Begeisterung, manchmal müssen wir einfach dienen. Und tun's zähneknirschend.

Dass ich mir nicht verlorengelassen wollte, war – das durchströmt mich jetzt förmlich – ein Glück. Plötzlich erlebte ich, dass ich es ohne Grund wert war, mir nicht

verlorenzugehen. Ich bin  
nämlich der Sonnenaufgang  
und der Sonnenuntergang. Ich  
bin, was Himmel und Erde  
wollen. Ich bin das Innerste  
dieser Welt. Und ich bin das  
Umfassendste. Ich blühe in  
jeder Blume. Ich töne in jedem  
Vogelgesang. Ich bin jeder  
Sturm. Und jede Stille. Weder  
zu zählen noch zu wiegen. Ich  
bin.

Ich bin, also bin ich.

*Friedensfeier, aber bald*

Durch nichts zu ersetzen ist  
die Bestimmtheit,  
wenn sie fehlt. Du kannst fast  
nichts lernen.

Du bist ein Aufbruch, dem  
nicht gesagt wird,

wohin. Wenn alle Autos  
plötzlich führen,  
als führen sie zum selben  
Ziel. Kindische Wünsche.  
Endlich mit den Armen nur  
noch umarmen, auch  
die Fallensteller, die  
Untersteller. Den Mund  
zu nichts mehr brauchen als  
zum Küssen. Die Hände  
zum Streicheln. Zu Fäusten  
haben sie nie getaugt.  
Wenn

ich nur nicht vorsichtig  
werde. Ich spür ja, wie mir  
der Hölderlin-Mut fehlt. Viel  
zu wenig frech bin ich.  
Dass ich nichts mehr wissen  
will von den Quartieren, in  
denen  
das Rechthaben blüht, ist  
schon fast ein Verbrechen.  
Umarmen,  
streicheln, küssen, aber alle.  
Alle Fallensteller,  
Untersteller,

Verdächtiger. Mir ist zum  
Umarmen keiner zu  
schrecklich.

Zum Unterscheiden bin ich  
nicht blind genug. Wie  
jeder werd ich

durch Zustimmung schön.

Zur Friedensfeier komm  
ich, sagt mir, wohin.

*Der himmlischen, still*

*widerklingenden, Der ruhig  
wandelnden Töne voll,*

sei, was ist. Ich, das Echo der

Freundlichkeit. Zu hoffen  
ist nichts,  
zu lieben viel. Überall  
willkommen ist niemand.  
Robinson ist  
ein Patron. Ich habe mich so  
vergangen und will  
gefunden werden, wo ich am  
liebsten wär.

# Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt  
Verlag, Reinbek bei Hamburg,  
Januar 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt  
Verlag GmbH, Reinbek bei  
Hamburg

Dieses Werk ist  
urheberrechtlich geschützt,



jede Verwertung bedarf der  
Genehmigung des Verlages.

Umschlaggestaltung Frank  
Ortmann, Potsdam

Schrift DejaVu Copyright ©  
2003 by Bitstream, Inc. All  
Rights Reserved.

Bitstream Vera is a trademark  
of Bitstream, Inc.

Abhängig vom eingesetzten  
Lesegerät kann es zu  
unterschiedlichen

Darstellungen des vom Verlag

freigegebenen Textes kommen  
ISBN Printausgabe 978-3-498-  
07392-3 (1. Auflage 2017)  
ISBN E-Book 978-3-644-  
00102-2  
[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de)

# **Verbinden Sie sich mit uns!**

Neues zu unseren Büchern und Autoren finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Werden Sie Fan auf [Facebook](#) und lernen Sie uns und unsere Autoren näher kennen.

Folgen Sie uns auf Twitter und verpassen Sie keine wichtigen Neuigkeiten mehr.

Unsere Buchtrailer und Autoren-Interviews finden Sie auf YouTube.

Abonnieren Sie unseren Instagram-Account.

rowohlt



# Besuchen Sie unsere Buchboutique!

BUCHBOUTIQUE

AUSGESTATTET VON rcwohlt

Die Buchboutique ist ein Treffpunkt für Buchliebhaberinnen. Hier gibt es viel zu entdecken: wunderbare Liebesromane, spannende Krimis und

Ratgeber. Bei uns finden Sie jeden Monat neuen Lesestoff, und mit ein bisschen Glück warten attraktive Gewinne auf Sie.

Tauschen Sie sich mit Ihren Mitleserinnen aus und **schreiben Sie uns hier Ihre Meinung.**